

**Niederdeutsch im
Mittleren Westen der USA**

Auswanderungsgeschichte –
Sprache – Assimilation

Westfälische Beiträge
zur niederdeutschen Philologie
Band 10
Verlag für Regionalgeschichte

NIEDERDEUTSCH IM MITTLEREN WESTEN DER USA

**WESTFÄLISCHE BEITRÄGE
ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE**

**Im Auftrag der Kommission
für Mundart- und Namenforschung Westfalens**

**herausgegeben von
Jürgen Macha, Robert Peters und Jan Wirrer**

Schriftleitung: Hans Taubken

Band 10

Alexandra Jacob

**NIEDERDEUTSCH
IM MITTLEREN WESTEN DER USA**

Auswanderungsgeschichte – Sprache – Assimilation

**Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 2002**

Gedruckt mit Unterstützung der Westfälisch-Lippischen Universitätsgesellschaft

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Jacob, Alexandra:

Niederdeutsch im Mittleren Westen der USA : Auswanderungsgeschichte –
Sprache – Assimilation / Alexandra Jacob. – 1. Auflage. –

Bielefeld ; Gütersloh : Verlag für Regionalgeschichte, 2002

(Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie ; Bd. 10)

ISBN 3-89534-450-8

© Verlag für Regionalgeschichte

Alle Rechte vorbehalten

ISSN 1615-2549

ISBN 3-89534-450-8

Satz: Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens

Druck und Bindung: WB-Druck, Rieden am Forggensee

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier nach ISO 9706

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
1 Einleitung	9
2 Zur Geschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert	14
2.1 Das Leben in Nordwestdeutschland	14
2.1.1 Bauernbefreiung	22
2.1.2 Markenteilung	24
2.1.3 Erbrecht	25
2.1.4 Bevölkerungsentwicklung	26
2.2 Die Binnenwanderung	30
2.3 Die Überseewanderung	35
2.3.1 Auswanderung mit oder ohne Consens – über Auswanderungsmöglichkeiten	39
2.3.2 Verschiedene Motive für die Auswanderung	42
2.3.2.1 Ökonomische Motive	43
2.3.2.2 Politische Motive	43
2.3.2.3 Religiöse Motive	46
2.3.2.4 Soziale Motive	46
2.3.2.5 Weitere Motive	47
2.3.3 Werbung um Einwanderer	49
2.3.4 Die Reiserouten der Auswanderer	56
2.3.4.1 Die Reisebedingungen auf den Schiffen	60
2.3.5 Das Reiseziel – die Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert	64
2.3.5.1 Zur gesetzlichen Lage im Zielland	65
2.3.5.2 Das Leben in der „Neuen Welt“	66
2.3.6 Die Rückwanderung und ihre Gründe	72
3 Zur Theorie der Sprachinselforschung	74
3.1 Besonderheiten von Sprachkontaktsituationen	76
3.1.1 Linguistische Phänomene	77
3.1.2 Individuelle und soziale Phänomene	77
3.1.2.1 Bilingualismus und Diglossie	78
3.1.2.2 Semi-Sprecher	81
3.1.2.3 „Language Death“ vs. „Language Maintenance“	81

4	Untersuchungen:	
	Sprachaufnahmen mit Niederdeutschsprechern in den USA.....	83
4.1	Untersuchungsmethoden	84
4.2	Untersuchungsgegenstand/Instrumentarium.....	85
4.2.1	Befragungsart	85
4.2.2	Interviewleitfaden.....	85
4.2.3	Untersuchungsareale	86
4.2.4	Informanten	87
4.2.4.1	Altersverteilung und Geschlecht	87
4.2.4.2	Die Vorfahren der Interviewpartner und ihre Herkunft.....	88
4.2.4.3	Die Elterngeneration.....	90
4.3	Die Auswertung der Interviews.....	91
4.3.1	Kindheit.....	92
4.3.1.1	Erstsprache	92
4.3.1.2	Geschwister	96
4.3.2	Schulzeit.....	97
4.3.3	Kirche.....	101
4.3.4	Arbeitsplatz	105
4.3.5	Die eigene Familie.....	112
4.3.6	Andere Gelegenheiten	113
4.3.7	Sprecher Nr. 15 und Sprecherin Nr. 38	117
5	Schlußbetrachtung	122
6	Anhang	128
6.1	Gesprächsleitfaden	128
6.2	Übersicht der Interviewpartner.....	129
6.3	Übersichtskarte USA.....	131
6.4	Orte der Sprachaufnahmen in Illinois und Missouri.....	132
6.5	Herkunftsorte der Vorfahren der Informanten im niederdeutschen Sprachgebiet	133
6.6	Theaterstück des Plattdutschen Theaters, Cole Camp, MO.	134
	Literaturverzeichnis.....	136

Vorwort

Die vorliegende Studie basiert auf meiner Examensarbeit, die ich im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt der Sekundarstufe I/II im Jahr 2000 an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld verfaßt habe.

Mein ganz besonderer Dank gilt Prof. Dr. Jan Wirrer, der diese Arbeit angeregt, betreut und begutachtet hat. Ohne seine Förderung, Unterstützung und sein Engagement wäre diese Arbeit nicht entstanden, nicht zuletzt deshalb, weil er mir das für die makrolinguistische Untersuchung zugrundeliegende Datenmaterial zur Verfügung gestellt hat.

Ich danke der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe und den Herausgebern der *Westfälischen Beiträge zur niederdeutschen Philologie*, neben Prof. Dr. Wirrer ebenso Prof. Dr. Jürgen Macha und Dr. Robert Peters, für die Befürwortung der Aufnahme meiner Studie in diese Reihe. Auch Prof. Dr. Hans Taubken möchte ich meinen Dank für seine Hilfe und seine wertvollen Ratschläge bei der Überarbeitung meiner Staatsarbeit ausdrücken.

Außerdem danke ich der Westfälisch-Lippischen Universitätsgesellschaft für die finanzielle Förderung dieser Publikation.

Abschließend möchte ich meiner Familie und Markus Köster, die mich während meines Studiums und vor allem während meines Examens stets begleitet und unterstützt haben, meinen allerherzlichsten Dank aussprechen.

Bielefeld, im Januar 2002

Alexandra Jacob

1 Einleitung

Im Laufe des 21. Jahrhunderts könnten – nach Schätzungen der Arbeitsgruppe ‚Bedrohte Sprachen‘ der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft¹ – etwa 60-70 % der heute etwa 6500 Sprachen ‚aussterben‘, da der ungesteuerte Spracherwerb von einer Generation zur nächsten bei vielen Sprachen und Dialekten nicht mehr gewährleistet ist (vgl. die Informationsbroschüre zur Dokumentation von bedrohten Sprachen 1995, S. 1). Die niederdeutsche Sprache ist aus diesem Grund eine gefährdete Sprache und kann daher als *moribund* bezeichnet werden.²

Mit der Aufnahme des Niederdeutschen in die *Charta der Regional- und Minderheitensprachen*, die am 1. Januar 1999 durch die Bundesregierung ratifiziert wurde, wurden zwar die Weichen für den Schutz und die Spracherhaltung des Niederdeutschen gestellt (vgl. LESLE 1999), der Prozeß des Verlustes dieser Sprache wird sich jedoch langfristig vermutlich nicht aufhalten lassen.

Weit mehr gefährdet als die niederdeutschen Varietäten auf nationaler Ebene sind die Varietäten, die auf internationaler Ebene gesprochen werden, in sogenannten *Sprachinseln*. Diese Sprachgemeinschaften, geographisch von ihrem Hauptgebiet getrennt, werden von einer sprachlich und z. T. ethnisch unterschiedlichen Sprachmehrheit umschlossen und/oder überdacht (vgl. MATTHEIER 1994b, S. 334).

-
- 1 Die Arbeitsgruppe ‚Bedrohte Sprachen‘ wurde 1992 im Rahmen der Vollversammlung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft in Bremen gegründet. Projekte zur Dokumentation und Erhaltung bedrohter Sprachen und Dialekte (auf nationaler Ebene) sollen koordiniert und gefördert werden. Verstärkte Bemühungen um bedrohte Sprachen innerhalb der Sprachwissenschaft auf internationaler Ebene zeigen sich seit Beginn der 1990er Jahre, z. B. durch die Gründung eines international besetzten Komitees, das von der UNESCO geförderte Projekte zur Erhaltung bedrohter Sprachen unterstützt. Die Entstehung eines *Clearinghouse for Endangered Languages* in Tokio als zentrale Sammelstelle für Informationen über bedrohte Sprachen geht auf die Gründung des Komitees zurück (Informationsbroschüre zur Dokumentation von bedrohten Sprachen 1995, S. 1f.).
 - 2 Der Begriff *moribund* geht auf eine Publikation von KRAUSS zurück: „Languages no longer being learned as mother-tongue by children are beyond mere endangerment, for, unless the course is somehow dramatically reversed, they are already doomed to extinction (...). Such languages I shall define as ‘moribund’.“ (KRAUSS, Michael, *The World’s Language in Crisis*. In: *Language* 68 (1992), S. 4-10. Zitiert nach WIRRER, *Zum Status des Niederdeutschen*, S. 309.)

Die durch den Sprachkontakt hervorgerufenen Sprachkontaktphänomene zeigen die sprachlichen Veränderungen der Sprachminderheit sowohl im mikro- als auch im makrolinguistischen Bereich auf.³

Niederdeutsche Sprachinseln kann man auch heute noch auf der ganzen Welt finden – ob beispielsweise in Dänemark, Polen, der Slowakei, in Rußland, Nord- und Südamerika, Australien oder Südafrika (STELLMACHER 1990, S. 137). Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den niederdeutschen Sprachinseln in Nordamerika, insbesondere mit denen im Mittleren Westen der USA. In Teil 4 dieser Arbeit sollen Sprachaufnahmen von Niederdeutschsprechern aus dem Mittleren Westen betrachtet und ausgewertet werden. Dabei sollen zuvörderst makrolinguistische Daten im Mittelpunkt stehen. Die Sprachaufnahmen dieser Analyse wurden im Jahre 1997 von Prof. Dr. Jan Wirrer von der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld geplant und durchgeführt und für diese Arbeit zur Verfügung gestellt. Sie entstanden als Folgeprojekt einer Pilotstudie aus dem Jahr 1993, aufgenommen in Golden, Illinois, USA (vgl. WIRRER 1995).

Bei den 46 Interviewpartnern des 1997 durchgeführten USA-Projektes handelt es sich um Auswanderernachfahren. Die Vorfahren dieser Informanten verließen ihre Heimat aufgrund der historischen Bedingungen im 19. Jahrhundert zu Hunderttausenden (vgl. 2.3). Die meisten Auswanderer emigrierten sicherlich aus Armut, um sich fernab von ihrer neuen Heimat eine neue Existenz aufzubauen und um ihr Überleben zu sichern. Die transatlantische Bevölkerungsbewegung kann als „Ausschnitt aus der Bevölkerungsgeschichte Europas in der Neuzeit und bevölkerungsmäßig [als] deren Höhepunkt“ (MOLTMANN 1976, S. 1) bezeichnet werden.

Im Rahmen dieser Publikation soll zunächst die Geschichte der Auswanderung des 19. Jahrhunderts unter unterschiedlichen Gesichtspunkten betrachtet werden, um die Hintergründe und Motive des vielschichtigen Auswanderungsprozesses nachvollziehen zu können. Das Hauptziel der Auswanderung waren die USA: 90 % aller Auswanderer siedelten hier. Mit weitem Abstand folgten Brasilien, Kanada, Chile, Argentinien und Australien, Rußland, die österreichischen Länder, Frankreich, Belgien und Großbritannien (WENNING 1996, S. 70).

3 Die Makrolinguistik untersucht die soziale und gesellschaftspolitische Funktion von Sprachvarietäten in Sprachgemeinschaften mit Hilfe von Sprachdatensamples; die Mikrolinguistik konzentriert sich auf die detaillierte Analyse linguistischer Sprachdaten, z. B. im lexikalischen, phonetischen oder semantischen Bereich. Vgl. GRIMSHAW, *Micro-Macrolevels*, pp. 66-77 und auch WIRRER, Trubel, Kreek und Mailboxes, *gluiken, moven und separaten*, S. 379f.

In einem ersten Schritt soll das Leben der Auswanderer in ihrer Heimat im 19. Jahrhundert beleuchtet werden. Dabei soll es um genau die Herkunftsgebiete gehen, aus denen die Vorfahren der interviewten Niederdeutschsprecher stammen. Die meisten Vorfahren der Respondenten kamen aus Westfalen (im 19. Jahrhundert eine Provinz Preußens) bzw. dem Osnabrücker Land (gehörte zum Königreich Hannover); ein anderer großer Teil stammte aus dem Weser-Elb-Dreieck (gehörte im 19. Jahrhundert ebenfalls zum Königreich Hannover). Trotz unterschiedlicher geographischer Heimatgebiete und fehlender politischer Einheit bilden die beiden Herkunftsregionen jedoch sprachlich durch die niederdeutsche Sprache – vier Fünftel der Auswanderer waren niederdeutscher Herkunft (KAMPHOEFNER 1982, S. 110) – und kulturell (zum einen durch ihre Traditionen und zum anderen durch das Prinzip der Grundherrschaft und des Anerbenrechtes) eine Einheit (vgl. KAMPHOEFNER 1982, S. 26) und sollen darum nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Westfalen soll im Mittelpunkt stehen, da die meisten Vorfahren der in Teil 4 ausgewerteten Sprecher hierher stammten.

Vorrangig für die Darstellung des Lebens in den Herkunftsgebieten im 19. Jahrhundert sollen die wirtschaftspolitischen und sozialen Bereiche sein. Was veranlaßte Tausende, sogar Millionen von Menschen, ihre alte Heimat zu verlassen? Welche Alternativen gab es für diese Menschen, der Armut zu entfliehen? Welches waren ihre Ziele, um sich ein neues Leben aufzubauen? In 2.2 soll zunächst die Binnenwanderung betrachtet werden, die für viele Menschen einen möglichen Ausweg aus dem Elend darstellte. Eine weit verbreitetere Art der Flucht war allerdings die Überseewanderung, die hier in den Blickpunkt des Interesses gerückt werden soll. Wie konnten die Menschen ihre Auswanderung erwirken, und vor allem welche z. T. differenten Motive bewegten diese Leute, die gefährliche Reise mit all ihren Strapazen, losgelöst von der vertrauten Heimat, auf sich zu nehmen? Neben politischen, religiösen und persönlichen Motiven stehen hier vor allem ökonomische Motive vor dem Hintergrund der Lebenssituation im 19. Jahrhundert im Mittelpunkt.

In einem weiteren Schritt sollen Zugkräfte dargestellt werden, die einen Einfluß auf die potentiellen Auswanderer hatten und deren Hemmschwelle, den großen Schritt in die Neue Welt zu wagen, herabsetzten. Der Entschluß, die Heimat zu verlassen, muß den Auswanderern unendlich schwer gefallen sein. Zum einen hatten diese Menschen nie zuvor ihre vertraute heimatliche Umgebung verlassen. Zum anderen waren sie gezwungen, all ihr Hab und Gut zu verkaufen, um die Reisekosten bezahlen zu können. Durch die hohen Fahrtpreise, die für die Hinfahrt in die Neue Welt aufgebracht werden mußten, war eine Rückkehr in die alte Heimat nahezu ausgeschlossen. Wie groß mußte also der Mut sein, sich auf eine so gefährliche und lange Reise zu begeben, die zudem noch einen endgültigen Charakter hatte.

Werbeproschüren, Auswandererliteratur und Agenten, die in Deutschland eingesetzt wurden, verfolgten mit allen Mitteln ihr Ziel, so viele Wanderungswil-

lige wie möglich in die USA zu locken (vgl. 2.3.3). Viele Auswanderer vertrauten den Broschüren und den Agenten. Davon hatten viele Glück, andere wurden rücksichtslos von den sogenannten *Runners*, meist deutschen Passagiermaklern, die für Wirte, Kaufleute oder Transportgesellschaften in den USA agierten (RIECHMANN 1993, S. 264), um ihr Ersparnis gebracht und hatten entweder einen sehr schlechten Start in der neuen Heimat oder wurden ohne ihre Habe nach Deutschland zurückgeschickt. Jedoch nicht nur Broschüren und Agenten lockten die Ausreisewilligen: auch viele schon ausgewanderte Bekannte oder Familienmitglieder schilderten ihr neues Leben in Briefen oder bei Besuchen in der alten Heimat und zogen somit mehr und mehr Menschen mit in die Neue Welt (*Kettenwanderung*).

Nach Darstellung der Gründe für die Auswanderung sollen die Reiserouten und die strapaziöse, wochenlange Fahrt auf den Schiffen betrachtet werden (vgl. 2.3.4), bevor die Reiseziele in den Vereinigten Staaten betrachtet werden sollen. Welches waren die bevorzugten Ziele der Auswanderer und warum? Wie standen die Vereinigten Staaten der Einwanderung in ihr Land gegenüber? Wie stellte sich das neue Leben dar?

Der Bogen von den verschiedenen Stationen der Auswanderer, vom Leben in den Herkunftsländern im 19. Jahrhundert, über das „Wie“ und das „Warum“ der Auswanderung, über die Reisewege bis hin zum ersehnten Ziel in den Vereinigten Staaten, soll schließlich geschlossen werden, indem auch das Phänomen der Rückwanderung in Betracht gezogen wird, das aufzeigt, wie Auswanderer nicht nur erfolgreich und zufrieden in der neuen Heimat lebten, sondern wie einige die Vereinigten Staaten auch wieder verließen und resigniert in ihre alte Heimat zurückkehrten (vgl. 2.3.6).

Die Auswanderungen aus den niederdeutschen Sprachgebieten im 19. Jahrhundert waren die Voraussetzung für die Entstehung der heute noch in Restbeständen existierenden Sprachinseln in Nordamerika. In der Einleitung in das Thema *Sprachinselforschung* (vgl. Kapitel 3) soll der Begriff *Sprachinsel* zunächst definiert werden. Die Besonderheiten von Sprachkontaktsituationen sollen anschließend im Zentrum des Interesses stehen: die linguistischen Phänomene auf der einen Seite und individuelle Phänomene wie Bilingualismus, Semi-Sprecher und „Language Death“, die typische Sprachkontaktsituationen charakterisieren, auf der anderen Seite.

In Teil 4 soll anschließend zu den heutigen Sprachinseln in Illinois und Missouri und damit zur Analyse der Tonbandaufnahmen der 1997er Interviewreihe übergeleitet werden. Die Analyse soll zunächst die relevanten Hintergrundinformationen zum Instrumentarium der Interviews und zu den Informanten selbst aufzeigen, um eine größtmögliche Transparenz zu gewährleisten.

Bei der Auswertung der 46 Interviews werden die unterschiedlichen Lebensabschnitte der Probanden nach ihren eigenen Aussagen betrachtet und mitein-

ander verglichen. Die Parameter Kindheit, Schulzeit, Kirche, Arbeitsplatz und die heutige Situation entsprechen den verschiedenen Sprachaltersstufen des individuellen Sprachverhaltens (vgl. LÖFFLER 1994, S. 145). So repräsentieren sie überschaubare Abschnitte, die das Sprachverhalten während eines bestimmten Zeitraumes bzw. Lebensabschnittes charakterisieren. Dabei wird von der Hypothese ausgegangen, daß Sprecher mit den gleichen Geburtsjahren eine ähnliche sprachliche Sozialisation durchlaufen haben. Es läßt sich weiter mutmaßen, daß der Zweite Weltkrieg in der Sozialisation der meisten Probanden eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben dürfte. So können möglicherweise auch die ersten Ergebnisse der Pilotstudie von Wirrer in Golden, Illinois, aus dem Jahr 1995 bestätigt bzw. ergänzt werden (vgl. WIRRER 1995). Zwei exemplarisch dargestellte Sprecherbiographien sollen die durchgeführte Analyse ergänzen und abschließen.

Die sprachliche Sozialisation der Probanden – verdeutlicht durch die Sprachaltersstufen – zeigt mehrere Jahrzehnte Sprachgeschichte auf, die für die niederdeutschen Sprachinseln des Mittleren Westens der USA kennzeichnend sind. Somit soll ein Beitrag zur Dokumentation der niederdeutschen Sprache in den Vereinigten Staaten geleistet werden.

2 Zur Geschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert

Die Massenarmut breiter Bevölkerungsschichten in Europa war im wesentlichen die Ursache für die hohen Auswanderungszahlen im 19. Jahrhundert. In diesem Abschnitt sollen Faktoren beleuchtet werden, die die Verarmung der deutschen ländlichen Bevölkerung im 19. Jahrhundert erklären: die Krise der Landwirtschaft und der Leinenindustrie, die verheerenden Mißernten und Naturkatastrophen, die Agrarreformen und die Bauernbefreiung, die Markenteilungen, das Erbrecht und die stetige Zunahme der Bevölkerung in Nordwestdeutschland.

2.1 Das Leben in Nordwestdeutschland

Im 19. Jahrhundert waren die Menschen im Nordwesten Deutschlands fast ausschließlich in der Landwirtschaft tätig.⁴ Viele Menschen arbeiteten im Flachs-anbau und in der Leinenindustrie.⁵ Allgemein galten die nördlichen Landkreise Westfalens als Zentren der Handleinenweberei (vgl. Abb. 1).

Kennzeichnend für das ländliche Westfalen war eine strenge Differenzierung der Grundbesitzverhältnisse und einer damit verbundenen Schichtung der Gesellschaft. An ihrer Spitze standen Großbauern, die Gutsbesitzer oder Vollerben waren. Ihnen folgte die Gruppe der mittleren Bauern, repräsentiert durch die 1/3- bis 3/4-Erben. Die breite Masse der Bevölkerung wurde von der Unterschicht, den Klein- und Neubauern⁶, den Tagelöhnern⁷ und vor allem den landbesitzlosen Heuerlingen geprägt (KRULL 1987, S. 62). Heuerlinge waren in erster Linie nach-

4 RIECHMANN stellt fest, daß der bäuerliche Anteil an der Gesamtbevölkerung Preußens ca. 90 % betragen haben dürfte (RIECHMANN, „Vivat Amerika“, S. 97).

5 Besonders Bielefelder Leinen war in der ganzen Welt bekannt. Auch in Spenge und Herford wurde aufgrund der günstigen Bodenbeschaffenheit viel Flachs angebaut (HEMMINGHAUS, Das Amt Spenge im 19. Jahrhundert, S. 25). Das westfälische Leinen war zu einem Großteil für den Export bestimmt.

6 Neubauern wurden im allgemeinen diejenigen Bauern genannt, deren Höfe erst im 19. Jahrhundert gegründet worden waren (KAMMEIER, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 53).

7 Tagelöhner lebten meist von einem kleinen Dorfhandwerk. Sie hatten aber keine vertragliche Bindung und waren somit frei und unabhängig. Tagelöhner mußten sich ihren Lebensunterhalt zusammenverdienen. Zum Teil arbeiteten sie in unregelmäßigen Abständen auf Bauernhöfen (z. B. bei der Ernte) oder bei selbständigen Gewerbetreibenden. Ihr Lohn bestand oft aus Naturalien. Meist hatten sie keinen oder nur einen kleinen Grundbesitz (RIECHMANN, „Vivat Amerika“, S. 104).

geborene Bauernkinder, die infolge des in Nordwestdeutschland üblichen An-
erbenrechts (vgl. 2.1.3) keine Erbberechtigung hatten.⁸ So mußten sie ein anderes
Auskommen suchen.

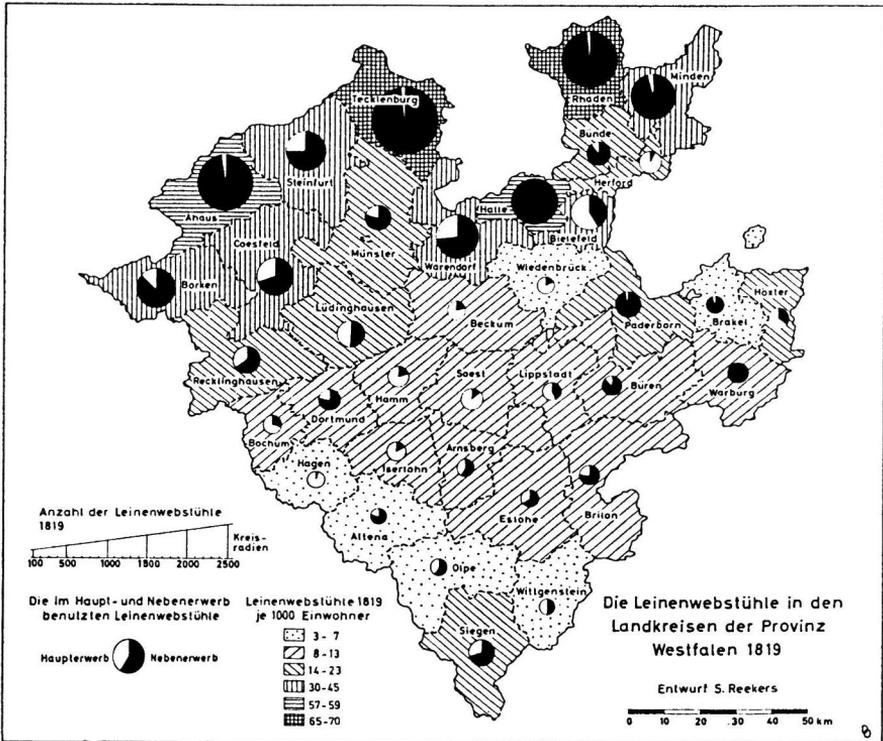


Abb. 1: Leinenwebstühle in den Landkreisen der Provinz Westfalen 1819
(WISCHERMANN 1984, S. 80)

8 NORDSIEK unterscheidet die soziale Unterschicht in *Markhäuslinge*, *Heuerlinge*, *Arröder* und *freie Häuslinge*, des weiteren Knechte und Mägde. Da nur geringe Unterschiede die Gruppen voneinander unterscheiden, wird hier nur die allgemein gebräuchliche Form *Heuerlinge* verwendet. Zur genauen Unterscheidung s. NORDSIEK, Hans, Grundherrschaft und bäuerlicher Besitz im Amt Reineberg. Minden 1966. S. 270ff. Zitiert nach KAMMEIER, Deutsche Amerika- auswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 57.

Gebiet	Einwohner abs.	Großgrund- besitz	Großbläuerl. Schicht	Honorations- schicht	Besamte- Frete Berufe	Mittelbläuerl. Schicht	Bürgerliche Schicht	Klein- und unterbläuerl. Schicht	Klein- und unterbläuerl. Schicht
Provinz Westfalen	1 160 000	0,1	3,9	0,9	1,2	11,2	3,4	63,7	16,3
Reg.-Bez. Minden	369 000	0,1	3,8	0,7	1,2	12,0	2,9	64,1	15,1
Kreis Minden	47 000		6,0	0,5	1,3	15,7	3,4	57,3	14,8
Kreis Bünde	39 000		3,8	0,1	1,0	15,8	0,4	73,7	7,3
Kreis Herford	24 000		4,8	0,6	1,7	8,3	2,7	61,8	14,4
Kreis Bielefeld	35 000		3,6	0,3	1,2	5,9	2,6	67,8	15,4
Kreis Halle	6,9		6,9	0,6	1,1	11,7	3,5	55,1	28,2
Kreis Wiedenbrück	34 000		1,8	0,4	1,0	10,1	1,9	64,9	14,8
Kreis Rahden (Lübbecke)	30 000		5,8	0,3	1,5	21,1	4,8	63,6	19,8
Kreis Paderborn	29 000		2,1	0,9	1,2	12,0	3,8	63,0	31,0
Kreis Büren	30 000		0,7	0,3	1,2	18,0	7,0	82,0	3,0
Kreise Brake/Höxter	44 000		1,0	0,8	1,4	8,5	7,0	84,3	22,9
Kreis Warburg	28 000		1,5	2,0	1,3	10,5	3,4	70,3	8,9
Reg.-Bez. Münster	370 000	0,1	4,9	0,8	1,2	12,5	3,0	64,6	15,0
Kreis Münster	48 000		5,0	1,9	1,3	10,3	9,0	45,0	26,9
Kreis Tecklenburg	38 000		4,5	0,3	1,1	9,5	1,4	76,0	8,4
Kreis Warendorf	33 000		5,3	0,8	1,2	10,8	2,7	69,8	8,2
Kreis Beckum	32 000		11,3	0,9	1,2	7,4	3,6	57,0	17,8
Kreis Lüdinghausen	32 000		6,7	0,3	1,1	10,6	1,1	72,2	8,7
Kreis Steinfurt	37 000		4,2	0,7	1,1	11,7	2,0	66,3	13,7
Kreis Coesfeld	38 000		4,9	0,4	1,2	9,7	2,0	63,3	19,4
Kreis Borken	37 000		2,9	1,5	1,2	10,0	3,2	65,0	17,0
Kreis Ahaus	36 000		2,3	0,4	1,3	11,8	1,4	66,2	15,6
Kreis Aha	40 000		3,4	0,5	1,1	11,8	2,4	70,3	10,1
Reg.-Bez. Arnberg	421 000	0,2	3,2	1,3	1,2	11,3	4,4	60,2	18,3
Kreis Lippstadt	27 000		6,1	2,8	1,3	12,6	9,8	49,8	17,0
Kreis Brilon	30 000		0,7	1,6	1,3	9,5	4,6	59,5	22,8
Kreis Arnberg	23 000		2,0	1,4	1,4	10,0	2,5	66,5	16,1
Kreis Eslohe (Mieschede)	24 000		2,0	0,6	1,0	13,3	1,2	74,8	8,0
Kreis Olpe	25 000		0,6	0,6	1,0	13,4	2,6	73,5	8,6
Kreis Siegen	36 000		0,8	0,7	1,1	19,5	4,0	60,8	12,0
Kreis Wittgenstein	17 000		3,2	0,6	1,1	6,7	3,2	67,4	17,1
Kreis Hamm (Unna)	34 000		4,0	2,1	1,5	4,6	4,4	58,1	26,2
Kreis Hamm (Unna)	34 000		8,1	1,9	1,2	10,4	5,3	55,0	17,6
Kreis Dortmund	34 000		4,7	1,8	1,3	7,2	6,2	57,5	22,2
Kreis Bochum	34 000		5,0	1,2	1,2	9,3	4,1	61,5	16,3
Kreis Hagen	45 000		2,7	1,1	1,2	12,7	2,9	62,5	16,9
Kreis Iserlohn	28 000		3,4	1,6	1,4	9,5	5,7	51,4	27,9
Kreis Altena	30 000		2,3	1,0	1,1	16,0	4,3	51,7	22,8

Tab. 1: Die soziale Schichtung der Bevölkerung Westfalens im Jahre 1825 (in %, Wischermann 1984, S. 150)

Meist standen die Heuerlinge in einem Abhängigkeitsverhältnis zu einem Bauern, der ihnen einen Kotten, ein umgebautes Hofgebäude oder eine Scheune und etwas Land – entweder auf dem Gelände des elterlichen Hofes oder bei einem anderen größeren Bauern – verpachtete.

Oft erhielten die Heuerlinge auch das Weiderecht für eine Kuh und manchmal ein Gespann. Als Gegenleistung mußten die Heuerlingsfamilien dem Bauern – vor allem während der Bestell- und Erntezeit – Tagelöhnerdienste leisten. Nur durch Nebenverdienste, zum Beispiel Heimarbeit, konnten diese Menschen ihr Auskommen sichern (KRULL 1987, S. 68; KAMMEIER 1983, S. 47).⁹

Tab. 1 (s. o.) verdeutlicht, daß von 1.160.000 Einwohnern der Provinz Westfalen im Jahre 1825 nur 0,1 % Großgrundbesitzer waren. Die Unterschicht (Heuerlinge und Kleinbauern) machte dagegen 80 % der Bevölkerung aus.

Anfang des 19. Jahrhunderts drohte dem Leinengewerbe der Niedergang, und so gerieten auch die Heuerlinge in arge Existenznöte.¹⁰ Wegen der Napoleonischen Kriege und der daraus resultierenden Kontinentalsperre und Zollpolitik wurde der Handel stark beeinträchtigt (WISCHERMANN 1984, S. 81f.). Der Zugang zu den wichtigsten Märkten in der westlichen Hemisphäre – besonders zu Südamerika – war abgeschnitten (KAMPHOEFNER 1982, S. 29). Die zur gleichen Zeit in England erfundenen mechanischen Spinn- und Webstühle erschwerten die Arbeitslage der Spinner und Weber. Die Einführung der Gewerbefreiheit 1810 und die damit verbundene Auflösung der Zünfte beschleunigten den Prozeß des wirtschaftlichen Niedergangs (KELLENBENZ 1981, S. 54ff.).¹¹ Seit den 1820er Jahren geriet das Leinengewerbe in eine strukturelle Krise, bedingt durch die preisgünstigen maschinengefertigten Leinen- und Baumwollgarne aus England. In den 1830er Jahren versuchten die Spinner zunächst noch, die Einkommens-

-
- 9 Nach KAMMEIER mußten mehr als 90 % der Bevölkerung einer Nebenbeschäftigung nachgehen, meist in der Herstellung von Leinen (KAMMEIER, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 47). Eine fleißige Spinnerin konnte in zwei Wochen einen Taler verdienen, beim Weben knapp das Doppelte (1 Taler = 30 Silbergroschen; 1 Silbergroschen = 12 Pfennige). KAMMEIER ergänzt: „60 Pfund Kartoffeln kosteten etwa 15 Sgr., 1 Pfund Kaffee 6 Sgr. 8 Pfg., ein paar Holzschuhe 1 Sgr. 8 Pfg. Fatal wirkte sich aus, daß 9 Liter Schnaps für einen Taler zu kaufen waren. An diesen Preisangaben, die um 1860 gültig waren, läßt sich erkennen, daß man durch Spinnen und Weben viel Geld verdienen konnte, zumal die Familien und damit die Anzahl der Spinner groß waren.“ (ebd., S. 81).
- 10 Während der Krise des Leinengewerbes stieg die Zahl der Heuerlinge sprunghaft an. 1816 machte ihre Zahl nach KRULL etwa 40 %, 1847 dann bereits fast zwei Drittel der Gesamtbevölkerung aus (KRULL, Das Amt Enger im 19. Jahrhundert, S. 69).
- 11 Die Gewerbefreiheit führte zur Überfüllung einzelner Handwerkszweige und ergo zu einer verschärften Konkurrenz (HANSEN, Die deutsche Auswanderung im 19. Jahrhundert – ein Mittel zur Lösung sozialer und sozialpolitischer Probleme?, S. 15).

einbußen durch Steigerung der Produktion und durch Verstärkung der Leingarnherstellung auszugleichen, die Zurückdrängung des Leinengewerbes war allerdings nicht mehr aufzuhalten (KRULL 1987, S. 62). Erschwerend kam hinzu, daß Leinen nun weitgehend durch Baumwolle ersetzt wurde, denn dieses war für die mechanische Produktion besser geeignet (SIEVEKING 1985, S. 11). Das brachte die Spinner und Weber in eine verzweifelte Lage, denn sie brauchten dringend ihren Verdienst aus dem Leinengewerbe, um ihre Familien ernähren zu können. Wer seine Lebensumstände jetzt verbessern wollte, mußte entweder in die industriellen Ballungszentren wie z. B. das Ruhrgebiet ziehen (vgl. 2.2) oder in die Vereinigten Staaten auswandern (KAMMEIER 1983, S. 50), denn schließlich hatten die Menschen der sozialen Unterschicht nicht mehr viel zu verlieren, und das Risiko, einen Neuanfang zu wagen, erschien entsprechend gering.

Vor allem die Heuerlinge wanderten nun aus, denn in den Vereinigten Staaten herrschten wesentlich bessere Verdienstmöglichkeiten.¹²

In den Jahren 1845-1848 wurde das Land von mehreren Mißernten¹³ und der verheerenden Kartoffelfäule beeinträchtigt. Der strenge Winter 1844/45 hatte die gesamte Wintersaat zerstört; also setzte man Kartoffeln auf die umgepflügten Felder. Diese wurden allerdings durch eine unerklärliche Krankheit befallen, so daß auch diese Ernte vernichtet wurde (RIECHMANN 1993, S. 180).

-
- 12 KAMMEIER führt als Beispiel einen Maurer an, der in den Vereinigten Staaten (Indianapolis) umgerechnet 3 Taler, 7 Silbergroschen und 6 Pfennige pro Tag verdienen konnte (vgl. Anm. 9) (KAMMEIER, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 81). Trotz höherer Lebenshaltungskosten in den USA war der Anreiz groß, dort mehr Geld zu verdienen und sich sozial zu verbessern.
- 13 Bei KRULL wird ergänzend eine „Nervenfieber“-Epidemie aus den Jahren 1843/44 in Zusammenhang mit den Hungersnöten zur Zeit der Mißernten gebracht. Diese Epidemie schwächte die ohnehin schon stark belastete Unterschicht zusätzlich (KRULL, Das Amt Enger im 19. Jahrhundert, S. 69). FOCKE zeigt auf, daß schon seit 1811 die Ernteergebnisse unbefriedigend waren. Er datiert die erste große Mißernte auf 1816 und stellt fest, daß nicht zuletzt auch eine große Mäuseplage in diesem Jahr zur Notlage der Agrarwirtschaft beitrug (FOCKE, Friedrich List und die deutsche Amerikaauswanderung 1817-1846, S. 71f.). WISCHERMANN zeigt für Westfalen Erntekrisen in den Jahren 1816/17, 1830/31 und 1846/47 auf (WISCHERMANN, An der Schwelle der Industrialisierung (1800-1859), S. 51).

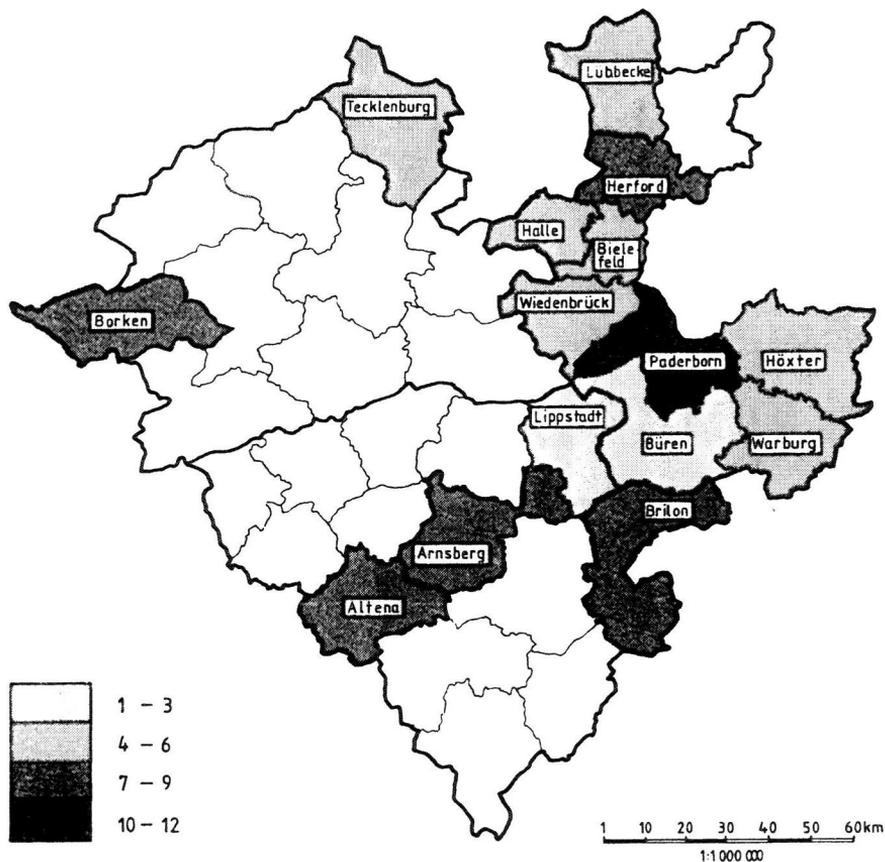


Abb. 2: „Landkarte des Elends in Westfalen 1829“ (Anzahl der mit Salz unterstützten Gemeinden pro Kreis) (WISCHERMANN 1984, S. 57)¹⁴

Die Not der ärmeren Schichten wurde so groß, daß in einzelnen Gemeinden sogar Getreide oder Salz aus den Militärmagazinen an die hungernde Bevölkerung ausgegeben wurde (HEMMINGHAUS 1987, S. 26).¹⁵ Abb. 2 verdeutlicht,

¹⁴ Zur Karte sei angemerkt, daß das hier auch abgebildete Siegerland und der Altkreis Wittgenstein nicht zum niederdeutschen Sprachgebiet gehören.

¹⁵ CZESCHICK zitiert aus der Ortschronik Ostenland (vermutlich Paderborner Land) aus dem Jahre 1846 folgenden Eintrag, der zusätzlich regionale Katastrophen für das Leid der Menschen verantwortlich macht (CZESCHICK, Es kommt keiner hierher, dem nicht drüben sein Päckchen zu

daß vor allem das nördliche und östliche Westfalen (vor allem Paderborn, aber auch Herford) vom Elend betroffen waren. Viele Familien oder einzelne Familienmitglieder suchten nun Arbeit in größeren Städten oder in der Ferne (vgl. 2.2 u. 2.3). Nicht wenige sahen ihre einzige Chance zum Überleben in der Auswanderung. Andere versuchten, durch Betteln zu überleben.¹⁶

1848 waren in Deutschland – wie in den meisten großen europäischen Staaten – politischen Unruhen zu beobachten (HEIN 1999). Die französischen Februarrunruhen (Barrikadenkämpfe von Studenten, Arbeitern und der Nationalgarde) griffen im März 1848 auf Deutschland über. Vereins- und Pressefreiheit, Schwurgerichte, Volksmiliz und die nationale Freiheit wurden in Demonstrationen gefordert. Auch in Westfalen waren Plünderungen von Gebäuden infolge des angestauten Unmuts, der wirtschaftlichen Lage und der sozialen Not zu beobachten (HEMMINGHAUS 1987, S. 26f.). Die Aufstände fanden größtenteils in demselben, spätestens im folgenden Jahr ihr Ende (KINDER; HILGEMANN 2000, S. 333-337).

1853-1855 gab es wieder schlechte Ernten und infolgedessen hohe Getreidepreise. Die Mißernten hatten einen erheblichen Preisanstieg der Grundnahrungsmittel zur Folge (KAMMEIER 1983, S. 64). Zwischen 1820 und 1850 verdoppelten sich die Preise für Roggen, Kartoffeln und auch Kleidung (MÖNCKMEIER 1912, S. 41). Da in ganz Westfalen der Anteil der ländlichen Bevölkerung bei etwa 61,6 % lag (WISCHERMANN 1984, S. 66), wurde vor allem das Leben dieser Menschen durch die katastrophalen Mißernten negativ beeinträchtigt, und eine Massenarmut entstand: „Für diese neue Form der Verelendung wurde der aus England stammende Begriff *Pauperismus* [kurs. A. J.] verwendet.“ (HANSEN 1976, S. 12) Die folgende Abbildung zeigt die Entwicklung der Getreidepreise zwischen 1816 und 1848:

schwer wurde, S. 64): „Im Frühjahr arge Verheerungen durch Raupen, Obst gab es nicht. Der Roggen wurde durch Rost zerstört, die Kartoffelernte durch Fäule. Buchweizen und sonstige Produkte schlugen gering aus. Hagelschauer ruinierten im Frühjahr die erste Saat und ein anderer im Herbst die Ernte. Es herrschte gar große Not unter den Armen der Gemeinde. Mittags gab's eine Handvoll Rüben, Braun- oder Sauerkraut ohne Fett und Kartoffel zu essen, in Wasser abgekocht.“

- 16 Ein Beispiel aus dem ostwestfälischen Herford soll verdeutlichen, wieviele Menschen zum Betteln von Haus zu Haus zogen: „In einem Hause in Herford stellten sich 1847 an einem Morgen 250 Bettler ein. – »Neubauer und Bettler«, »Heuerling und Bettler« heißt es oft auf Schriftstücken jener Zeit. – Darum suchte jeder, der das Geld für die Reise aufbringen konnte, die Rettung durch die Auswanderung nach Amerika.“ (SIEVEKING, Die Auswanderer aus den Ämtern Enger und Spenge, S. 11).

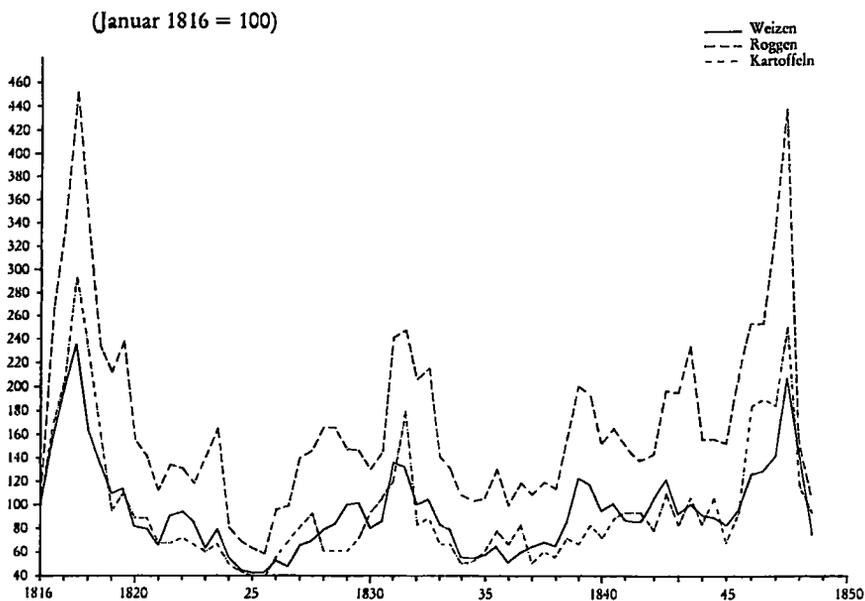


Abb. 3: Entwicklung der Getreidepreise in Westfalen zwischen 1816 und 1848 (WISCHERMANN 1984, S. 52)

Fast gleichzeitig mit dem Niedergang der Leingarnfertigung kam in Westfalen plötzlich eine neue Erwerbsquelle auf: die Tabakindustrie.¹⁷ In den Hauptzentren, z. B. der Stadt Bünde im Kreis Herford, siedelten sich große Firmen zur Tabakverarbeitung an, welche einigen Hundert Menschen Arbeit geben konnten. Im Laufe der Jahrzehnte vergrößerten sich die Betriebe stetig; so konnten die großen Fabriken bis zu 1000 Arbeiter beschäftigen (HEMMINGHAUS 1987, S. 27). Neben der Landwirtschaft, einigen kleineren Handwerksbetrieben, mehreren Mühlen und Ziegeleien war die Zigarrenherstellung über Jahrzehnte die Haupt-

17 KAMMEIER geht in seiner Dissertation explizit nicht auf die Tabak- bzw. Zigarrenindustrie ein mit der Begründung „(...) weil sie ihre Blütezeit erst am Anfang dieses Jahrhunderts [des 20. Jahrhunderts] erfuhr.“ (KAMMEIER, Deutsche Amerikauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 77) Die Tabakindustrie hatte allerdings nachweislich auch schon früher einen beträchtlichen Einfluß auf Westfalen (vgl. HEMMINGHAUS, Das Amt Spenge im 19. Jahrhundert, S. 27) und soll darum in dieser Betrachtung nicht unberücksichtigt bleiben.

einnahmequelle der Bevölkerung.¹⁸ Eine Arbeitsstelle in der Tabakindustrie bedeutete gleichzeitig ein gesichertes Auskommen.

1871 entstand das Deutsche Kaiserreich, das sich zum Ende des Jahrhunderts als Weltmacht etablierte. In dieser Zeit breitete sich die Heimarbeit sprunghaft aus; damit verknüpft war allerdings auch die Kinderarbeit. Im Bereich der industriellen Produktion, aber auch in der Landwirtschaft, waren Kinder als volle Arbeitskräfte im 19. Jahrhundert die Regel.¹⁹ Viele Kinder zu haben bedeutete ein Mehreinkommen, deshalb bildete eine kinderreiche Familie eine wertvolle ökonomische Basis (RIECHMANN 1993, S. 142f.).

Um die Jahrhundertwende änderte sich die Arbeitssituation in Westfalen noch einmal beträchtlich. Mit dem Ausbau des Straßennetzes, der Inbetriebnahme von Kleinbahnen und der Errichtung neuer Betriebe in der Leinenweberei, Möbelfabrikation, Margarineproduktion etc. setzte sich die Industrialisierung auch in Westfalen durch. Damit war die Dominanz der Zigarrenindustrie gebrochen (HEMMINGHAUS 1987, S. 29). Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Deutschland verbesserten sich beträchtlich; ein Strukturwandel hatte sich vollzogen. Die jetzige Arbeitsmarktsituation eröffnete allen sozialen Schichten neue Perspektiven.

2.1.1 Bauernbefreiung

Für die Bauern in Westfalen fielen durch Agrarreformen bis etwa 1850 die Ketten der Eigenbehörigkeit. Um der wachsenden Bevölkerung und dem damit verbundenen steigenden Nahrungsmittelbedarf gerecht zu werden, beschloß man, im gesamten Staatsgebiet Agrarreformen durchzuführen. Diese bildeten eine grundlegende Voraussetzung für die Industrialisierung und Modernisierung Deutschlands (WISCHERMANN 1984, S. 61).

18 Seit etwa 1870 finden sich unter den Auswanderern allerdings auch Zigarrenmacher, was Auswandererlisten, auf denen auch der Beruf eingetragen wurde, bestätigen (SIEVEKING, Die Auswanderer aus den Ämtern Enger und Spenge, S. 11).

19 Rudolf DUNKMANN beschreibt die Lage der Kinder folgendermaßen: „[Was damals von den Kindern verlangt wurde], das war reichlich. Ich habe z. B. als Schulkind beim Dreschen mal geholfen, (...), da mußte ich bis nachts 2 Uhr helfen ... und am anderen Morgen mußte ich dann zur Schule. Dann war ich auch mal bei dem Pächter, der auch das Fleisch immer zu uns brachte, bei ihm mußte ich eine Arbeit verrichten, die ein Kind gar nicht konnte, da mußte ich auf einem Boden das Stroh mit einer Forke ein Stück hoch packen. Das waren alles selbstgebundene Strohbindel, die waren ziemlich schwer. Und das ging auch bis in den späten Abend hinein. Und ich weiß noch, daß ich gar nicht mehr konnte abends, (...).“ (SAUERMAN, Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters, S. 31).

Eingeleitet wurden die Reformen zwischen 1799 und 1816 durch den Reichsfreiherrn Karl von und zum Stein.²⁰ Zwischen 1811 und 1816 wurden sie unter dem Fürsten Hardenberg fortgeführt (*Stein-Hardenbergsche Reformen*) (KAMMEIER 1983, S. 35-39). Die beiden preußischen Minister hatten einen maßgeblichen Anteil an der Durchführung der Bauernbefreiung; man wollte seit der Niederlage gegen Napoleon den Gesamtstaat reformieren und die überlieferten ständisch-feudalen Strukturen liquidieren.

Die Reformen umfaßten unterschiedliche Punkte: die persönliche Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft oder Erbuntertänigkeit, die Auflösung der Grund- bzw. Gutsherrschaft (vgl. 2.3), die Aufhebung der Gerichtsherrschaft (*Patrimonialgerichtsbarkeit*) und die Ablösung des Zehnten (der zehnte Teil des naturalen Rohertrages vom Zehntland mußte also nicht mehr abgeführt werden) (RIECHMANN 1993, S. 98). Hardenberg faßte 1811 die Reformmaßnahmen wie folgt zusammen:

Das neue System – das einzige, wodurch Wohlstand gegründet werden kann – beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staates, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkür eines anderen behindert zu werden; daß niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Kräften getragen werde; daß die Gleichheit vor dem Gesetze einem jeden Staatsuntertanen gesichert ist, und daß Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde; daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne; daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt werde; daß endlich durch Erziehung, durch echte Religiosität und durch eine zweckmäßige Einrichtung ein Nationalgeist, ein Interesse und ein Sinn gebildet werde, auf dem unser Wohlstand und unsere Sicherheit fest gegründet werden können.²¹

Für den Fortfall der Privilegien mußten die nun „freien“ Bauern den Grundherren als Entschädigung entweder Land abtreten oder einen Geldbetrag zahlen. Da die meisten Höfe zu klein waren, um Land abzugeben, blieb vielen Bauern nur die Ablösezahlung in Raten, die sich über Jahrzehnte hinziehen konnte und

20 Gleichwohl kann man sagen, daß die Bauernbefreiung schon 1781 mit dem Patent des Kaisers Josephs II. begann. Für Böhmen, Mähren und Österreich-Schlesien wurde festgelegt, daß die Leibeigenschaft durch eine „gemäßigte Untertänigkeit“ (RÜRUP, Deutschland im 19. Jahrhundert, S. 37) zu ersetzen sei. So wurde den „Untertanen“ der Grund- bzw. Gutsherren das Recht der Heirat, das Wegzugsrecht, das Recht auf eine Berufsausbildung und die Abschaffung des Gesindezwangsdienstes zugesprochen. Die Freiheit des Eigentums wurde erst mit den Stein-Hardenbergschen Reformen durchgesetzt.

21 RÜRUP, Deutschland im 19. Jahrhundert, S. 134f.

die Bauern und ihre Höfe über diesen Zeitraum verschuldete. Somit standen viele Bauern wieder in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Grundherren oder Geldgebern.

Die Agrarreformen im 19. Jahrhundert hatten einschneidende Auswirkungen auf die Bevölkerung. Die Bauern als „freie Menschen“ mußten nun selbständig denken und handeln. KAMMEIER betont, daß viele auf die ungewohnte „Freiheit“ nicht vorbereitet waren; manche trafen – die Wirtschaftsführung betreffend – aus Unwissenheit Fehlentscheidungen. Durch die Ablösezahlungen bzw. den Landverlust gerieten viele Höfe in eine finanzielle Krise; die Verschuldung der landwirtschaftlichen Betriebe stieg seit 1850 sprunghaft an (KAMMEIER 1983, S. 43f.).

Seit etwa 1870 kam es aufgrund der Schulden häufig zu Verkäufen und Zwangsversteigerungen von Höfen. Viele Bauern sahen jetzt die Auswanderung als letzte Möglichkeit, der Not zu entkommen und nicht auf die soziale Stufe der Tagelöhner abzusinken (KAMMEIER 1983, S. 44). Da es auch gerade die ländlichen Unterschichten waren, die an der Auswanderung partizipierten, kann man davon ausgehen, daß ein Kausalzusammenhang zwischen den Agrarreformen und der Auswanderung besteht (vgl. RIECHMANN 1993, S. 99).

2.1.2 Markenteilung

Im Zuge der Agrarreformen wurden mit der *Gemeinheitsteilungsverordnung* vom 7. Juli 1821 im ganzen deutschen Gebiet *Markenteilungen* beschlossen. Je mehr die Gesamtbevölkerung zunahm (vgl. 2.4), desto deutlicher wurden die Gemeindeweiden und -wälder (*Allmenden*) ausgenutzt und zum Teil sogar zerstört (KAMPHOEFNER 1982, S. 45). Dieser Prozeß konnte nur gestoppt werden, indem man das Gemeineigentum in Privatbesitz umwandelte. Die Aufteilung geschah in der Weise, daß diejenigen, die bereits Land besaßen, anteilmäßig ein Stück Land, eine Wiese oder ein Waldstück zugeteilt bekamen. Wer nichts besaß, erhielt auch nichts (CZESCHICK 1994, S. 63). Vor allem für die Heuerlinge hatte die Markenteilung fatale Folgen: sie blieben bei den Gebietsaufteilungen nicht nur unberücksichtigt, sondern verloren auch ihre Hude, d. h. die Möglichkeit, ihre Kühe und Ziegen auf dem Gemeinbesitz weiden zu lassen, dort Brennholz zu sammeln und sich Futter- und Düngemittel zu beschaffen (RIECHMANN 1993, S. 100). Das freie Weiderecht war zwar vorher nicht Gesetz, wurde im allgemeinen aber als Gewohnheitsrecht geduldet. Die Markenteilungen brachten die Heuerlinge in Existenznöte und führten unter anderem zu hohen Auswandererzahlen.²²

22 RIECHMANN fügt hinzu, daß als Resultat der Reformen auch die Verbrechensrate und damit die Gefährdung der öffentlichen Sicherheit anstieg: „(...) Holzfrevel, Brandstiftung, Verwüstungen

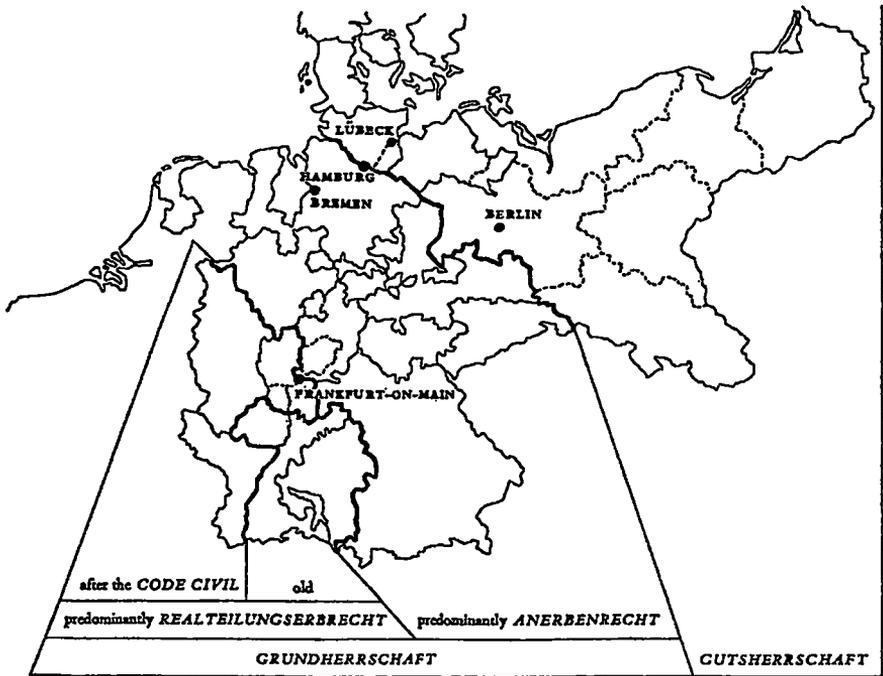


Abb. 4: Erbrechtliche Situation auf deutschem Gebiet bis zu den Agrarreformen (KÖLLMANN; MARSCHALCK 1973, S. 525)

2.1.3 Erbrecht

Nordwestdeutschland (d. h. die Staaten Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Lippe sowie die Regierungsbezirke Minden und Münster), wie auch das Königreich Bayern unter Ausschluß der Oberpfalz (vgl. Abb. 4), war bis zu den Agrarreformen geprägt durch die *Grundherrschaft*²³ und das damit verbundene

und Diebstähle aus der Notwendigkeit des nackten Überlebens heraus beschäftigten in zunehmendem Maße die Behörden.“ (RIECHMANN, „Vivat Amerika“, S. 101).

23 *Grundherrschaft* meint die Hörigkeit eines Bauern unter einem Grund- und Leiberherren, verbunden mit dem Nutzungsrecht seines Hofes. Besitzrechte und Pflichten waren vielfach abgestuft und regional differenziert (von Vollerben bis hinunter zu den kleinsten Bauernwirtschaften der Heuerlinge, vgl. 2.1) (WISCHERMANN, An der Schwelle der Industrialisierung (1800-1850), S. 61).

Anerbenrecht (KÖLLMANN; MARSCHALCK 1973, S. 524ff.).²⁴ Ein Erbe mußte mit seiner Heirat bis zum Tode des Vaters oder bis zu dessen Ruhestand warten. Mit einer Heirat war dann die Übernahme des Hofes verbunden.

Diese Tradition bewirkte ein spätes Heiraten und kleine Familien, also zunächst eine Beschränkung des Bevölkerungswachstums. In den ländlichen Gebieten war man jedoch auf Kinder angewiesen (vgl. 2.1), die den Lebensunterhalt mitverdienen konnten; Kinder stellten einen wirtschaftlichen Gewinn dar²⁵, und je früher man heiratete, desto größer wurden die Familien. Aus diesem Grund wurden hier die obengenannten Beschränkungen zum großen Teil eliminiert, und die einzige Voraussetzung für eine Eheschließung war jetzt der Besitz eines Webstuhls und ein gemieteter Kotten (KAMPHOEFNER 1982, S. 26ff.). 1815 setzte die preußische Regierung die Bindung der Heirats Erlaubnis schließlich außer Kraft: „Durch diese liberale Emanzipation wurden die traditionellen Hindernisse beiseite geräumt und die Möglichkeit zur Hebung der Fruchtbarkeitsrate gegeben.“ (TEUTEBERG 1984, S. 167) Die ländliche Unterschicht wuchs infolgedessen stetig an (vgl. 2.1.4). Sie konnte allerdings durch die regionale Landwirtschaft weder komplett beschäftigt noch ernährt werden.

1821 wurde die Erbteilung im Verlauf der Agrarreformen verboten. Statt Land erhielten die nicht erbenden Geschwister eine finanzielle Abfindung, welche diese häufig dazu nutzten, um die Fahrtkosten für die Auswanderung in die USA zu bezahlen (KAMMEIER 1983, S. 44). In den 1830er Jahren wurde das Anerbenrecht kurzfristig noch einmal reaktiviert. Nach der Revolution von 1848 wurden die Agrargesetze 1850 novelliert: die endgültige Abschaffung des grundherrlichen Obereigentums wurde beschlossen, das Erbrecht im ganzen modifiziert (WISCHERMANN 1984, S. 64).

2.1.4 Bevölkerungsentwicklung

Wie fast überall in Europa wuchs auch die deutsche Bevölkerung seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewaltig an.²⁶ Zwischen 1800 und 1900 war

24 *Anerbenrecht* bedeutete, daß der Hof vollständig einem Erben übergeben wurde. *Gutsherrschaft* und die damit verbundene Erbschaftssitte der *Realteilung* herrschte in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, West- und Ostpreußen bis nach Schlesien und in die Provinz Sachsen. Hier war der adlige Gutsherr ein selbstwirtschaftender Landwirt, der die erbuntertänigen Bauern als Arbeitskräfte einstellte (KELLENBENZ, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, S. 50f.). Das Erbe wurde an alle Kinder zu gleichen Teilen verteilt (HELBICH, „Alle Menschen sind dort gleich ...“, S. 38f.).

25 Kinder wurden oft schon im Alter von fünf Jahren an ein Spinnrad gesetzt (KAMPHOEFNER, Westfalen in der Neuen Welt, S. 28). (Vgl. zum Aspekt „Kinderarbeit“ 2.1, vorletzter Absatz.)

26 In der wissenschaftlichen Literatur werden häufig die Begriffe „Bevölkerungsexplosion“ oder „demographische Revolution“ verwendet (RÜRUP, Deutschland im 19. Jahrhundert, S. 22).

insgesamt ein Bevölkerungszuwachs von mehr als 130 % zu verzeichnen: von 24,5 Millionen Bürgern stieg die Zahl bis zur Jahrhundertwende auf 64,9 Millionen Menschen (HANSEN 1976, S. 11).

Um die Ursachen für die Bevölkerungszunahme zu klären, müssen mehrere Faktoren betrachtet werden:

Die Ursachen des Bevölkerungswachstums sind bis heute nicht völlig geklärt. Unzutreffend ist in jedem Falle die häufig zu lesende Behauptung, daß die Industrialisierung der auslösende Faktor gewesen sei. (...) Auch der Zusammenhang mit den Agrarreformen, mit der Auflösung der ländlichen Feudalordnung ist nicht völlig eindeutig. Bevölkerungswachstum und gesamtgesellschaftlicher Wandel lassen sich offenbar nicht in ein einfaches Ursache-Wirkung-Verhältnis bringen. Sie stehen vielmehr in einem Verhältnis der Wechselwirkung (...).²⁷

Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß die Sterbezahlen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung rückläufig waren. Verantwortlich hierfür waren die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion und überdurchschnittlich gute Ernten gegen Ende des 19. Jahrhunderts und der damit verbundenen besseren Ernährung breiter Bevölkerungsschichten, die sowohl die Überlebenschancen von Säuglingen und Kleinkindern, als auch eine verstärkte Resistenz gegenüber Krankheiten und Seuchen zur Folge hatte. Fortschritte in der Medizin unterstützten diesen Prozeß.

Zur gleichen Zeit war ein deutlicher Geburtenüberschuß der klein- und unterbäuerlichen Schichten zu verzeichnen (vgl. Tab. 2).

27 RÜRUP, Deutschland im 19. Jahrhundert, S. 24f.

Jahre	Geburtenüberschuß	
	durchschnittl. jährlich absolut	durchschnittl. jährlich auf 1000 der Bevölkerung
1816/20	8 672	8,0
1821/30	13 523	11,4
1831/40	12 092	9,2
1841/50	13 196	9,1
1851/60	15 383	10,0
1861/70	17 795	10,7
1871/80	25 974	13,6
1881/90	34 830	15,6
1891/00	54 688	19,7
1901/10	81 009	22,2
1911/20	40 735	9,2

Tab. 2: Geburtenüberschuß in Westfalen 1816-1920 (WISCHERMANN 1984, S. 165)

Durch das gute Einkommen im Textilgewerbe (später in der Zigarrenindustrie, vgl. 2.1) und in der saisonalen Wanderarbeit (vgl. 2.2) in Perioden günstiger konjunktureller Entwicklung stieg die Zahl der Heuerlingsheiraten mit niedrigem Heiratsalter. Nebenerwerbstätigkeiten, besonders Heimarbeit, waren für die durch das Anerbenrecht nicht erbberechtigten Heuerlinge notwendig, um überleben zu können. Gleichzeitig ermöglichten ihnen diese Einkünfte eine Heirat und die Gründung eines Haushaltes. Somit stieg die Zahl der Heuerlingsfamilien im Vergleich zu den groß- und mittelbäuerlichen Familien; die Heuerlinge wurden zum „wichtigsten Träger des Bevölkerungswachstums“ (AENGENVOORT 1999, S. 73), und die Geburtenzahlen stiegen.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß insgesamt die Sterbezahlen leicht ab- und die Geburtenzahlen überproportional zunahmen (vgl. Abb. 5). Nur durch Epidemien, die Hungerkrise in den 1840er Jahren und durch die miserablen Ernteergebnisse in den 1850er Jahren wurde diese Entwicklung kurzzeitig unterbrochen (RÜRUP 1984, S. 25).

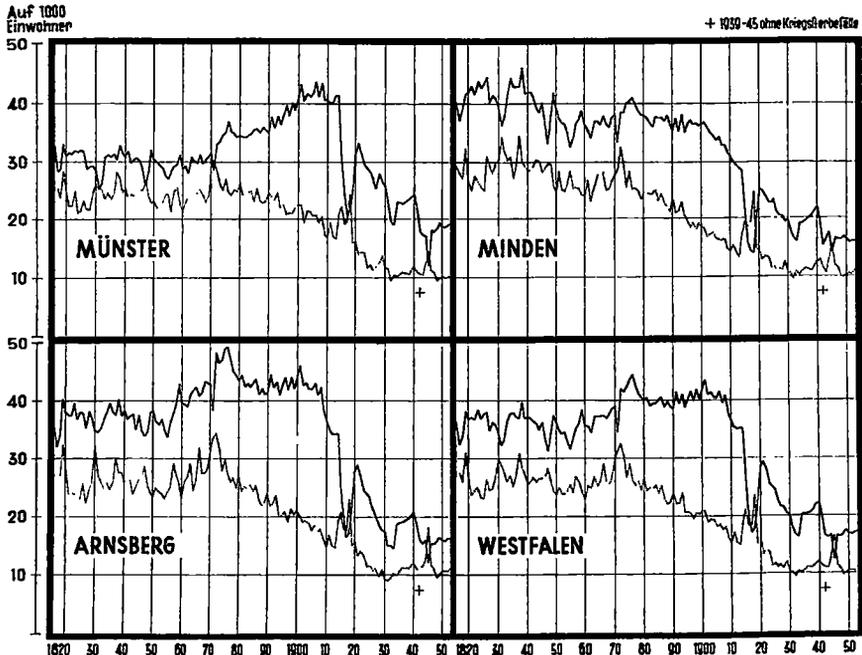


Abb. 5: Geburtenüberschuß in Westfalen 1816-1953 (WISCHERMANN 1984, S. 45)

Die kapitalschwache deutsche Industrie konnte das Überbevölkerungsaufkommen nicht auffangen; viele Menschen fanden keine Beschäftigung. Die Folge war die Verarmung breiter Bevölkerungsschichten, aus der sich allmählich ein sozialer Druck entwickelte (RIECHMANN 1993, S. 94). Die Abwanderung eines Teils der Bevölkerung, z. B. nach Übersee, galt als Ventil, den sozialen Druck zu regulieren und somit die bestehende Ordnung zu erhalten (HANSEN 1976, S. 9). Schon in den 1850er Jahren erkannte man jedoch, daß die Spannungen nicht durch Auswanderung gelöst werden konnten:

Als Heilmittel des Pauperismus ist das Auswandern unwirksam. Könnte man auch alle Arme aus den von dem Pauperismus heimgesuchten Ländern fortschaffen, so würde es doch, wenn die Ursachen fortwirken, in

20, vielleicht in 10 Jahren wieder ebenso viel Darbende geben. (...), aber wol ist es als Linderungsmittel bestehender Armuth zu empfehlen.²⁸

2.2 Die Binnenwanderung

Die Binnenwanderung stellte eine mögliche Form der Flucht aus der Armut dar; für viele galt sie als gleichwertige Alternative zur Überseewanderung. Voraussetzungen für die Binnenwanderung waren die gleichzeitige Überbevölkerung und Unterbeschäftigung (vgl. 2.1.4). Neben den Großstädten hatten vor allem die Regionen der Industrialisierung starke Bevölkerungszuwächse.²⁹ Je mehr die Industrialisierung voranschritt, desto dynamischer wurde die Binnenwanderung (WENNING 1996, S. 86). Tab. 3 zeigt auf, wie stark die Zahl an Binnenwanderern gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunahm.

Jahr	1880	1890	1900	1907
Westfalen				
Ortsanwesende Bevölkerung	2 034 435	2 412 977	3 137 231	3 696 667
Geburtsbevölkerung	2 014 976	2 333 991	2 877 100	3 408 277
Eingesessene	1 847 345	2 105 847	2 562 398	3 026 552
Binnenzuwanderer				
Insgesamt:	187 090	307 130	574 833	670 115
je 100 Ortsanwesende				
Binnenabwanderer	9,2	12,7	18,3	18,1
Insgesamt:	167 631	228 034	314 702	381 725
je 100 Ortsgebürtige	8,3	9,8	10,9	11,2
Insgesamt:	+ 19 459	+ 79 096	+ 260 131	+ 288 390
je 100 Eingesessene	+ 1,1	+ 3,8	+ 10,2	+ 9,5

Tab. 3: Binnenwanderung in Westfalen 1880-1907 (TEUTEBERG 1984, S. 171)

28 Conversationslexikon. Allgemeine deutsche Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände. 2. Bd. Leipzig 1851, S. 98-100.

29 Die Provinzen Westfalen und Rheinland sowie das Königreich Sachsen und später die Provinz Brandenburg verzeichneten bis zum Ersten Weltkrieg die größten Wanderungsgewinne. Ansätze zu Ballungsgebieten gab es auch im Rhein-Main sowie im Rhein-Neckar- und Stuttgarter Raum. Dabei muß beachtet werden, daß es keinen Wanderungsstrom in nur eine Richtung gab, sondern daß die Wanderungsbewegungen wechselseitig waren. Über die Höhe an Binnenwanderern lassen sich nur Vermutungen anstellen. WENNING geht davon aus, daß „die Binnenwanderung (...) die Auswanderung um ein Mehrfaches und die Einwanderung um ein Vielfaches [übertraf].“ (WENNING, Migration in Deutschland: ein Überblick, S. 86)

Viele Wanderungswillige zogen die Binnenwanderung der Überseewanderung aus folgenden Gründen vor:³⁰ Lange Wanderungsdistanzen wurden von vielen Migranten gescheut, so daß sie deshalb die Wanderung innerhalb Deutschlands wählten, um der Arbeitslosigkeit bzw. der schlecht bezahlten Arbeit und der damit verbundenen Armut zu entfliehen. Die Leichtigkeit, mit der der Wanderungsentschluß rückgängig gemacht werden konnte, beeinflusste das Vorhaben der Binnenwanderung positiv, denn bei einer Überseewanderung wäre besonders aus finanzieller Sicht eine Rückkehr unmöglich gewesen. So war das Risiko für den Erfolg bzw. Mißerfolg nicht zu groß.

Hinsichtlich möglicher Sprachschwierigkeiten war die Binnen- der Überseewanderung im allgemeinen vorzuziehen³¹, denn gerade die ärmeren und schlechter gestellten Menschen, die hauptsächlich an der Auswanderung beteiligt waren, hatten oft große Hemmungen, in ein Land zu gehen, dessen Sprache sie nicht beherrschten. Vor allem bei Wanderungswilligen, die allein oder nur zu wenigen fortgehen wollten, dürften diese Hemmungen am größten gewesen sein. Wenn sich allerdings mehrere Familien zusammengetan hatten, spielte diese Hemmschwelle keine große Rolle.

Was kulturelle Unterschiede betrifft, dürften viele Menschen aus Angst vor dem unbekanntem Land den Schritt zur Überseewanderung nicht gewagt haben. Demgegenüber stellte eine Binnenwanderung hier ein geringeres Risiko dar. Mit steigender Zahl an Überseewanderern und zunehmender Zahl an Auswandererliteratur und -briefen dürfte allerdings auch dieser Risikofaktor im Laufe der Jahre deutlich schwächer geworden sein.

Im Zusammenhang mit dem vorangegangenen Punkt forderte die Überseewanderung auch eine größere Notwendigkeit an kultureller Anpassung. Für eine schnelle Assimilation und den somit verbundenen Erfolg in der Neuen Welt fürchteten die Migranten, ihre Kultur, ihre Sitten und Gebräuche aufgeben zu müssen. Dieses Problem ergab sich dagegen nicht bei einer Binnenwanderung.

30 KLEINER, Robert; SORENSEN, Tom et al., International Migration and Internal Migration: A Comprehensive Theoretical Approach. In: GLAZIER, Ira A.; DE ROSA, Luigi (eds.): Migration across Time and Nations: Population Mobility in Historical Contexts. New York 1986, pp. 305-317. Zitiert nach AENGENVOORT, Migration – Siedlungsbildung – Akkulturation, S. 55.

31 Wobei anzumerken ist, daß es auch bei der Binnenwanderung zu Sprachschwierigkeiten kommen konnte, wenn beispielsweise Westfalen nach Süddeutschland zogen.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die Binnenwanderung für Menschen, die kein großes Risiko eingehen wollten, die einfachere Lösung darstellte.³² Man brauchte nicht die Strapazen der gefährlichen Reise und den hohen Reisepreis auf sich zu nehmen und konnte jederzeit ohne hohe Kosten in seine Heimatgemeinde zurückkehren. Die Überseewanderung war weniger gut einzuschätzen und verlangte eine größere Courage von den Migranten. Schließlich spielten auch die Fahrtkosten eine wichtige Rolle und waren somit für viele Familien ausschlaggebend, wohin man gehen sollte (AENGENVOORT 1999, S. 55).

Meistens stellte sich die Binnenwanderung als Land-Stadt-Wanderung (Prozeß der *Urbanisierung*) dar³³, denn in der Stadt gab es mehr Arbeitsplätze, so daß man seinen sozialen Status verbessern konnte. Wer eine größere Stadt in der Nähe hatte, ging vom lohnschwachen, ökonomisch labilen Land dorthin, um entweder permanent oder als Zwischenstufe im Wanderungsverlauf dort sein Glück zu versuchen. KAMPHOEFNER betont, daß viele große Städte die Auswanderung aus Deutschland zunächst bremsen, selbst aber nicht schnell genug wuchsen, um langfristig eine geeignete Alternative zur Auswanderung darzustellen (KAMPHOEFNER 1982, S. 41f.).³⁴

-
- 32 Reinhard RÜRUP teilt die Binnenwanderung in drei Phasen ein: 1. Phase: 1816-1834. Neben der Rheinprovinz und der Provinz Schlesien verzeichneten vor allem die beiden mecklenburgischen Staaten und die nordöstlichen Provinzen Preußens (Posen, Ost- und Westpreußen, auch Pommern) hohe Wanderungsgewinne (RÜRUP schätzt für Preußen etwa eine halbe Million Migranten). Zu dieser Zeit zogen neben den gewerblich geprägten Regionen besonders die agrarischen Gebiete viele Menschen an. Man kann hier von einer „West-Ost-Wanderung“ sprechen (RÜRUP, Deutschland im 19. Jahrhundert, S. 31). 2. Phase: 1834-1852. Bis 1843 erhöhte sich der preußische Wanderungsgewinn auf über 1 Million Menschen, ehe Preußen dann vor allem wegen der Überseewanderung große Wanderungsverluste zu verzeichnen hatte. In dieser 2. Phase traten die agrarischen Gebiete als Ziel der Migranten allmählich zurück. Neben Sachsen hatten hauptsächlich die norddeutschen Stadtstaaten und Berlin die höchsten Wanderungsgewinne. 3. Phase: 1852-1871. Diese 3. Phase ist die typische Industrialisierungswanderung, für die im allgemeinen die Ost-West-Richtung charakteristisch ist. Nach RÜRUP war diese mit der Reichsgründung 1871 abgeschlossen (RÜRUP, Deutschland im 19. Jahrhundert, S. 31ff.).
- 33 Um 1830 gab es erst zwei Großstädte in Deutschland, Berlin und Hamburg, in denen insg. 374.000 Personen (1,3 % der Bevölkerung) lebten; 1871 gab es dann schon acht Großstädte mit insgesamt knapp 2 Millionen Einwohnern, d. h. 5 % der Bevölkerung, und 1910 waren es dann 48 Großstädte, die 21 % der Bevölkerung ausmachten (RÜRUP, Deutschland im 19. Jahrhundert, S. 32f.). Der Übergang vom Agrar- zum Industriestaat wäre ohne die Binnenwanderung nicht möglich gewesen (WENNING, Migration in Deutschland: ein Überblick, S. 85).
- 34 Untersuchungen zur Land-Stadt-Wanderung (hier Münster, Osnabrück, Trier, Hannover, Braunschweig und Berlin) vgl. KAMPHOEFNER, Westfalen in der Neuen Welt, S. 38-42. KAMPHOEFNER weist auf, daß die Emigrationsrate um so höher war, je weiter man sich von einer Stadt entfernte. Umfangreiche Untersuchungen zu dem Aspekt der *Urbanisierung* wurden auch in Schweden von der „Uppsala-Gruppe“ durchgeführt. Ergebnisse dieser Untersuchungen zeigten, daß anwachsende Städte (hier vor allem Stockholm) die Bewohner der umliegenden ländlichen Gemeinden anzogen und somit gleichzeitig die Auswanderung bremsen. Vgl. RUNBLUM, HARALD; NORMAN, HANS (eds.), From Sweden to America: A History of the

Viele Wanderungswillige aus den nordwestfälischen ländlichen Gebieten zog es ab etwa 1850 ins aufstrebende Ruhrgebiet mit seinen zahlreichen Kohlengruben und somit den vielen Arbeitsplätzen (TEUTEBERG 1984, S. 171).

Wohin die Menschen gingen, hing vornehmlich von den Migrations-traditionen der Umgebung ab. Wer schon Verwandte oder Bekannte in den Vereinigten Staaten hatte, zog vielleicht die Überseewanderung der Binnenwanderung vor. Wer keine Kontakte nach Übersee hatte, zog wahrscheinlich eher in die umliegenden Städte oder in Großagglomerationen wie das Ruhrgebiet o. ä. (KAMPHOEFNER 1982, S. 41f.; AENGENVOORT 1999, S. 55f.). Nicht zuletzt waren hier die obengenannten fünf Punkte bei der Entscheidungsfindung ausschlaggebend.

Eine weitere alternative Einkommensquelle für die ländliche Unterschicht stellte – schon seit dem 17. Jahrhundert – die sogenannte *Hollandgängerei* dar³⁵, eine Form der saisonalen Wanderarbeit, die in agrarisch und gewerblich benachteiligten Gebieten Nord- und Ostwestfalens sehr verbreitet war.³⁶

Gruppen von Wanderarbeitern verließen regelmäßig – zumeist im Frühjahr für zwei bis vier Monate zwischen Feldbestellung und Ernte, wenn die heimatische Landwirtschaft wenig Arbeitsmöglichkeiten bot – ihre Heimat, um in den Niederlanden als Torfstecher, Grasmäher, Korndrescher, Bauarbeiter („Ziegler“³⁷), Walfänger, „Indienfahrer“ oder Soldaten für kürzere oder längere Zeit zu arbeiten (WISCHERMANN 1984, S. 56). Vor allem die aufblühenden handwerklichen Gewerbe und die landwirtschaftlichen Betriebe der Niederlande litten unter „chronischem Arbeitskräftemangel“ (RIECHMANN 1993, S. 107). Zudem boten die dortigen Arbeitgeber ein höheres Lohnniveau als in den heimatischen Gebieten.³⁸ Ein Familienmitglied der unterbäuerlichen Schicht konnte mit dem

Migration. University of Minnesota 1976, pp. 134ff., 158-159. Zitiert nach KAMPHOEFNER, Westfalen in der Neuen Welt, S. 38.

- 35 *Hollandgängerei* darf nicht zu wörtlich genommen werden, denn neben Holland zog es die Arbeiter auch in andere niederländische Provinzen wie Groningen, Overijssel, Noord-Brabant und Friesland (AENGENVOORT, Migration – Siedlungsbildung – Akkulturation, S. 69).
- 36 WISCHERMANN schätzt die Zahl der Hollandgänger zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf mehrere Zehntausend pro Jahr (WISCHERMANN, An der Schwelle der Industrialisierung (1800-1850), S. 56).
- 37 Die „Ziegler“ wurden in Ostwestfalen „Tichelwiäker“ oder „Tichler“ genannt. Vgl. dazu mehrere Erzählungen in folgendem Erzählband: KOKE, Almuth; WIRRER, Jan (Hgg.), Vör un achter de Niermdöuer. Erzählungen in ostwestfälischer und lippischer Mundart. Herford 1981, S. 145f.
- 38 Das Lohnniveau war zwar höher (KAMMEIER führt an, daß die Arbeiter bis zu 25 Taler in acht Wochen verdienen konnten (KAMMEIER, Deutsche Amerikauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 85)); die harte Arbeit im Akkord, zum Beispiel als Torfstecher in ständig gebückter Haltung, hinterließ jedoch nicht selten bleibende Ge-

Verdienst für eine dreimonatige Wanderarbeit bis zu einem Drittel des jährlichen Geldbedarfs für seine Familie decken (AENGENVOORT 1999, S. 68). Als weiterer Anreiz galt, daß der Weg bis zum Einsatzort meist zu Fuß gut zu erreichen war und die Niederlande den meisten aus Erzählungen und durch Wanderungstraditionen bereits bekannt war.

Die *Hollandgängerei* wurde neben der Auswanderung und der Binnenwanderung innerhalb Deutschlands zum wichtigsten Ventil der regionalen Notlagen.³⁹ Erst mit steigender Industrialisierung und dem damit verknüpften Rückgang des Arbeitskräfteüberschusses ging die Zahl der saisonalen Wanderarbeiter mehr und mehr zurück (WISCHERMANN 1984, S. 57). Um 1890 schließlich, als die Verdienste verzollt werden mußten und zudem die neu erfundene Mähmaschine viele Arbeiter ersetzte, war die *Hollandgängerei* nicht mehr lukrativ genug (KAMMEIER 1983, S. 86).

sundheitsschäden (AENGENVOORT, Migration – Siedlungsbildung – Akkulturation, S. 68). Ergänzend stellt RIECHMANN fest, daß auch aus hohen Temperaturen, schlechter Moorwasserqualität, einer nicht ausreichenden Ernährung und teilweise übermäßigem Branntweinkonsum Krankheiten und Mortalität resultierten (RIECHMANN, „Vivat Amerika“, S. 110).

39 KAMMEIER unterstreicht, daß die Auswanderungszahlen sicher noch höher gewesen wären, hätte es nicht die Möglichkeit gegeben, in den Niederlanden Geld zu verdienen (KAMMEIER, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 87).

2.3 Die Überseewanderung⁴⁰

Die Überseewanderung begann in der nachnapoleonischen Zeit zunächst im südwestdeutschen Raum, nämlich in den Staaten Baden, Württemberg und der Bayerischen Pfalz, und war bis etwa 1830 nahezu ausschließlich auf diese Regionen beschränkt (KAMPHOEFNER 1982, S. 22).⁴¹ Eine besonders schwere Mißernte im Jahr 1816 bewirkte ein wahres „Auswanderungsfieber“ (RIECHMANN 1993, S. 189). Rotterdam, Antwerpen und Le Havre waren die damaligen Einschiffungshäfen nach Übersee, denn die deutsche transatlantische Passagierschifffahrt war noch wenig entwickelt (BADE 1983, S. 24), und die niederländischen Häfen ließen sich vom Südwesten aus besser erreichen. Die Stadt Bremen mit ihrem „exportschwachen Hinterland“ (RIECHMANN 1993, S. 56), bemühte sich, einen Teil der Auswanderer für sich zu gewinnen. Schon in den 1830er Jahren beförderte Bremen schließlich mehr als 10000 Auswanderer⁴² – die Bemühungen der Stadt waren also erfolgreich.

Seit 1830 breitete sich die Auswanderung nordwärts und ostwärts bis in die Staaten Hannover und Oldenburg aus; das östliche Preußen wurde als letztes erfaßt. Im gesamten Wanderungsablauf zeichnen sich verschiedene Wellen ab⁴³,

-
- 40 *Auswanderung* allgemein definiert sich durch zwei Merkmale: zum einen werden das bisherige Herkunftsland und die Staatsbürger- und Heimatrechte aufgegeben; zum anderen besteht die Absicht, sich in einem anderen Staat anzusiedeln. Mit dieser Definition grenzt sich Auswanderung von *Kolonisation*, d. h. der Ansiedlung in einem vom Heimatland abhängigen Staat, ab. Zugleich wird der Unterschied zwischen Auswanderung und *Emigration*, d. h. in einer temporären Auswanderung, deutlich (REICHMANN, „Vivat Amerika“, S. 45).
- 41 Tatsächlich gehen die Anfänge der Auswanderung in die USA bis in die Kolonialzeit zurück. 1683 war *Germantown* eine der ersten deutschen Siedlungen in Pennsylvania. Im Laufe der nächsten 100 Jahre folgten weitere 100000 deutsche Landsleute (HELBICH et al., Briefe aus Amerika, S. 11; zur Ergänzung MÖNCKMEIER, Die deutsche überseeische Auswanderung, S. 5-14). Im Rahmen dieser Arbeit soll nur das 19. Jahrhundert in den Blickpunkt des Interesses gerückt werden, denn die Auswanderungen im 17. und 18. Jahrhundert hatten sowohl andere Hintergründe als auch andere Strukturen; sie waren also weder Armuts- noch Massenauswanderung.
- 42 Die personalstatistischen Aufzeichnungen über die Beförderung reichen bis 1832 zurück, darum sind verlässliche Zahlenangaben vor dieser Zeit nicht möglich (RIECHMANN, „Vivat Amerika“, S. 56f.).
- 43 BADE trifft eine Feststellung, die hier ihrer Bedeutsamkeit wegen nicht außer Acht gelassen werden sollte. „Auswanderungswellen“ seien „einprägsam“, geradezu beeindruckend für den Betrachter (BADE, Vom Auswanderungsland zum Einwanderungsland?: Deutschland 1880-1980, S. 21). Sie können aber auch mißverständlich sein, denn Auswanderung ist kein punktuellles Ereignis, sondern häufig ein lang- oder mittelfristiger Prozeß: „(...): von der Herausbildung latenter Auswanderungsbereitschaft im Ausgangsraum über den häufig ereignisbedingten Auswanderungsentschluß bis hin zu dessen tatsächlicher Ausföhrung (...) [lagen] nicht selten Jahre

die die Massenbewegung charakterisieren: die erste Welle läßt sich seit Mitte der 1840er Jahre bis Ende der 1850er Jahre, eine zweite Welle von Mitte der 1860er bis Mitte der 1870er und eine dritte von 1880 bis etwa 1893 feststellen (vgl. Abb. 6). Insgesamt verließen ca. 6 Millionen Deutsche ihre Heimat, vor allem nach Übersee (BADE 1983, S. 17ff.).⁴⁴ Neben Baden-Württemberg und Hessen war Ostwestfalen-Lippe ein bedeutendes Auswanderergebiet zur Mitte des 19. Jahrhunderts (SCHÜTTE 1994, S. 39).

Die erste Welle, wegen der Revolution von 1848/49 auch „politische Auswanderung“ (MARSCHALCK 1973, S. 39) genannt, hatte ihren Ursprung sowohl in der Hungersnot von 1846/47, verursacht durch die Kartoffelfäule (vgl. 2.1), als auch in der Weltwirtschaftskrise von 1857 (BADE 1983, S. 19). Auch die sich verändernden Verhältnisse in der Landwirtschaft und im ländlichen Nebengewerbe führten zu erhöhten Auswandererzahlen.

zurück (...). Im Grunde gibt es seit dem Aufstieg der deutschen überseeischen Massenauswanderung bis zu ihrem Auslaufen als transatlantischer Massenbewegung im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nur eine einzige 'Auswanderungswelle' mit verschiedenen Gipfeln und ereignisbedingten scharfen Einbruchphasen, die, um im Bild zu bleiben, als 'Wellentäler' betrachtet werden könnten.“ (BADE, Vom Auswanderungsland zum Einwanderungsland?: Deutschland 1880-1980, S. 21)

- 44 Eine genaue Auswandererzahl läßt sich nicht angeben und ist in der Wissenschaft umstritten (vgl. SIEVEKING, Unsere Auswanderer aus dem unteren Werretal, S. 7; KÖRNER, Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1818-1848 [1880], S. 432; MARSCHALCK, Die deutsche Überseeauswanderung im 19. Jahrhundert, S. 35ff.; HELBICH, „Alle Menschen sind dort gleich ...“, S. 18-21; RIECHMANN, „Vivat Amerika“, S. 25; MORISON; COMMAGER, Das Werden der Amerikanischen Republik, S. 199; KLOSS, Deutsche Sprache außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets, S. 543). Durch Aufzeichnungen in den Häfen Bremen und Hamburg lassen sich zwar Daten ermitteln, die Qualität dieser Daten leidet aber unter vier Punkten: 1.) die Auswanderung über ausländische Häfen wurde nicht erfaßt (beliebt war Holland, denn die Passage war kürzer und preiswerter, man benötigte nur einen Reisepaß und verlor nicht seine Staatsangehörigkeit (RIECHMANN, „Vivat Amerika“, S. 111)); 2.) bis 1866 wurde bei den Aufzeichnungen aus Bremen nicht zwischen deutschen und nichtdeutschen Auswanderern unterschieden, denn es gab noch keinen gesamtdeutschen Staat, und eine Abgrenzung, z. B. zu Österreich, war schwierig; 3.) die Auswanderungen über andere deutsche Häfen wurden nicht berücksichtigt (zahlenmäßig aber wohl eher unbedeutend); 4.) die Zahl der heimlichen Auswanderung (Auswanderung ohne Consens, vgl. 2.3.1) läßt sich nur schwer rekonstruieren. Im allgemeinen geht man davon aus, daß die erfaßten Auswandererzahlen zu niedrig sind (WENNING, Migration in Deutschland: ein Überblick, S. 65f.). Die höheren registrierten Einwanderungszahlen in den USA beweisen, daß die angenommene Auswandererzahl nur eine Mindestzahl darstellt (WENNING, Migration in Deutschland: ein Überblick, S. 68).

Quellen: Zahlen nach Immigrants by Country: 1820 to 1970, s. S. 152-55
 Elemente der Graphik übernommen vom Plakat des Max Kade
 Institute for German-American Studies, University of Wisconsin/Madison.

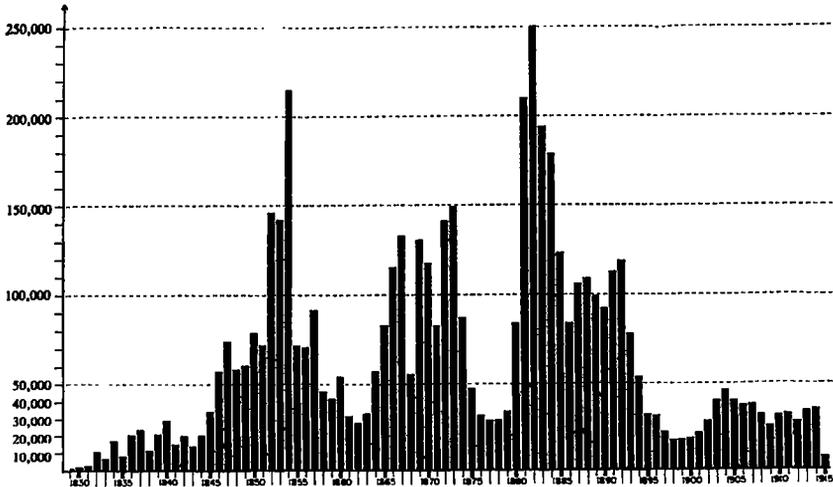


Abb. 6: Jährliche deutsche Einwanderung in die USA, 1830-1915
 (lt. amerikanischer Einwanderungsstatistik, HELBICH 1988, S. 20)

Der amerikanische Bürgerkrieg in den Jahren 1861 bis 1865 ließ die Auswandererzahlen wieder kräftig sinken; die zweite Massenwelle setzte gegen Ende des Bürgerkrieges ein. 1864, 1866 und 1870 gab es überdies auch in Deutschland Kriege (KINDER; HILGEMANN 2000, S. 353), die Auswanderungspläne gefördert haben dürften.

Vermutlich geht die dritte Welle sowohl auf die nunmehr versiegte nationale Hochstimmung in Deutschland als auch auf das Ende der amerikanischen Rezession zurück (BADE 1984, S. 269). Das Abebben der dritten Massenwelle in den letzten 10 Jahren des 19. Jahrhunderts bedingte die Industrialisierung und der allgemeine Konjunkturaufschwung in Deutschland. Um 1890 wird die freie Siedlung auf Regierungsland in den USA für beendet erklärt (MARSCHALCK 1973, S. 44); die deutschen Siedler konnten also ihren Traum, ein kostenloses Stück Land zu bekommen, seitdem nicht mehr verwirklichen.

Generell muß bei der Überseewanderung unterschieden werden zwischen der Auswanderung von Ledigen bzw. Alleinstehenden (auch Witwen oder Witwer ohne Anhang) und von Personen im Familienverband. Der Begriff „Familien-

verband“ berücksichtigt alle Arten verwandtschaftlicher Beziehungen: a) Geschwister, die zusammen auswandern; b) Kernfamilien, die sich wiederum unterscheiden in unvollständige Kernfamilien, d. h. Witwe(r) mit Kind(ern), (ledige) Mütter mit Kind(ern) oder Vormund mit Kind(ern) und vollständige Kernfamilien, d. h. Ehepaare mit oder ohne Kind(er) oder Familien mit weiterer Verwandtschaft; c) Stammfamilien (Familien, die drei Generationen umfassen) (FREITAG 1987, S. 113). Dabei machte die Auswanderung von Ehepaaren mit Kindern den höchsten Anteil aus; Ehepaare ohne Kinder, Witwen und Witwer mit Kindern waren ebenfalls häufig vertreten. Die Großeltern-Generation blieb – im Gegensatz zur Generation, die im Erwerbsleben stand – meist in der alten Heimat⁴⁵ und verzichtete auf die anstrengende, lange Reise: „Auswanderung ist folglich zum einen ein Auszug der Jugend, zum anderen ein Wegzug der normalerweise sozial und wirtschaftlich voll integrierten Elterngeneration. (...) [So] hinterließ die Auswanderung der jungen und der mittleren Generation eine empfindliche Lücke in der Altersstruktur.“ (FREITAG 1987, S. 116)

Auf alle Auswanderer zugleich wirkten die *pushing powers*, d. h. die in der deutschen Heimat wirkenden Schubkräfte, die den Entschluß der Menschen zur Auswanderung herbeiführten, also die unter 2.1 erläuterte Lage der unteren Schichten, die Erntekatastrophen und die Bevölkerungsentwicklung, verbunden mit Armut, Not und Unzufriedenheit. Ebenso sorgten die *pulling powers* dafür, daß die Menschen in ihrem Entscheidungsprozeß bekräftigt wurden.⁴⁶ *Pulling*

45 FREITAG stellt fest, daß die Auswanderung aus dem Amt Spenge im Kreis Herford hauptsächlich von vollständigen oder unvollständigen Kernfamilien aus der ländlichen Unterschicht mit einer Kinderzahl bis vier Kinder getragen wurde. Die Auswanderer hatten seiner Studie zufolge ein Alter bis 68 Jahre (FREITAG, Sozialstatistik der USA-Auswanderung im Amt Spenge, S. 114-117). In Auswanderer-Briefen wird öfter vom Alter gesprochen (hier ein Beispiel aus einem Brief vom 20. September 1906, geschrieben in St. Louis, MO.: „(...) für junge leute ist das Land ausgezeignet. Die sollten Prügel haben, wenn sie nicht Auswandern, Aber Alte Leute sollte man Prügeln, wen Sie gut zu leben haben, das Sie Auswandern. Denn wen Sie schon 50 Jahre zählen, können Sie sich nicht recht Einleben und die Sprache erlernen.“ (KAMMEIER, „So besint euch doch nicht lange und kommt herrüber ...“, S. 150)

Da die ältere Generation meist nicht die Reise nach Übersee antrat, ist davon auszugehen, daß auch aus den anderen Regionen Westfalens hauptsächlich Kern- und nur wenig Stamm-familien auswanderten.

46 AENGENVOORT benutzt die Begriffe „Verstärkungs- und Hemmfaktoren“ (AENGENVOORT, Migration – Siedlungsbildung – Akkulturation, S. 49) und vermeidet „Push- und Pull-Faktoren“, da ihr diese Begriffe zu mißverständlich erscheinen. Sie ergänzt: „Häufig werden die *push*-Faktoren automatisch mit drückenden, zur Auswanderung ‘drängenden’ Bedingungen im Heimatland, *pull*-Faktoren dagegen mit den erwarteten Verheißungen im Zielgebiet gleichgesetzt. Doch es ist mißverständlich, die *pull*-Faktoren nur als gleichsam von zuhause ‘weziehende’ Elemente zu betrachten, denn es konnten genauso gut die Auswanderer in der Heimat zurückhaltende Kräfte sein wie Familienbande oder starke Affinitäten. Beide Bewegungsfaktoren finden sich demnach sowohl im Ursprungs- als auch im Zielgebiet auf einer

powers sind vorwiegend die Zugkräfte aus dem Zielland, die die Auswanderungswilligen anzogen. Damit sind zum einen beruflicher Erfolg, Landbesitz, Wohlstand, sozialer Aufstieg und mehr Freiheit gemeint (SIEVEKING 1987, S. 11), zum anderen gehören zu diesen Zugkräften auch die Briefe der schon Ausgewanderten in die alte Heimat, die die Neue Welt bilderreich schilderten. Auch die Werbung um Auswanderer ist den Zugkräften zuzuordnen (vgl. 2.3.3). Die Zug- bzw. Schubkräfte dieses *Push-and-Pull-Modells* (SIEVEKING 1987, S. 11), bei CZESCHICK „Sog- und Schneeballeffekt“ genannt (CZESCHICK 1994, S. 67), ergänzten sich und beeinflussten die Auswanderer meist gleichzeitig.⁴⁷

2.3.1 Auswanderung mit oder ohne Consens – über Auswanderungsmöglichkeiten

Im folgenden Abschnitt soll auf die Möglichkeiten der Auswanderung eingegangen werden. Welche Formalitäten waren zu erledigen, bevor man das Land verlassen konnte?⁴⁸

Im Rahmen der gesetzlichen Regelung gab es zwei Möglichkeiten, die zur Auswanderung berechtigten:

1.) Die Auswanderung mit Consens

Der Auswanderungswillige reichte bei der Bezirksregierung oder zuständigen Amtsverwaltung ein offizielles Auswanderungsgesuch ein, das von der Behörde geprüft und genehmigt wurde. Die Behörde kontrollierte, ob noch Wehrdienst

Reihe von Analyseebenen, (...).“ (AENGENVOORT, Migration – Siedlungsbildung – Akkulturation, S. 47f.)

- 47 SIEVEKING meint, die *pushing powers* wirkten vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; die *pulling powers* dagegen stärker in der zweiten (SIEVEKING, Die Auswanderer aus den Ämtern Enger und Spenge, S. 11). Da die Lage der unterbäuerlichen Bevölkerung aber auch nach 1850 häufig noch sehr schlecht war bzw. da die ersten Briefe schon ausgewanderter Familienmitglieder oder Freunde auch schon vor 1850 die alte Heimat erreichten, ist davon auszugehen, daß eine Trennung der beiden Push- und Pullfaktoren nicht möglich ist. Die Kräfte wirkten gleichzeitig, nur individuell unterschiedlich stark.
- 48 Bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes 1866 bzw. bis zur Gründung des Deutschen Kaiserreiches 1871 galten auch Umsiedlungen in benachbarte Staaten (z. B. in das Fürstentum Lippe) als „Auswanderungen ins Ausland“ (KAMMEIER, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 16), für die man im allgemeinen einen Reisepaß besitzen mußte. Wenn hier von „Auswanderung“ die Rede ist, so ist damit jedoch die Auswanderung nach Übersee gemeint.

abgeleistet werden mußte⁴⁹, und der Bürgermeister oder Ortsvorsteher überprüfte die finanziellen und familiären Verhältnisse. Nach einer „Belehrung über den Verlust der Staatsangehörigkeit“ (SIEVEKING 1987, S. 11), die bis in die 1850er Jahre üblich war, bekam der Antragsteller die Entlassungsurkunde aus dem Preußischen Staatsverband ausgehändigt (vgl. Abb. 7).

2.) Die Auswanderung mit Reisepaß

Man beantragte einen Reisepaß, der einen berechnete, in ein anderes Land, hier die Vereinigten Staaten, auszureisen. Einige Reisende beantragten einen Reisepaß lediglich, um dort Angehörige zu besuchen. Andere wollten das Land zunächst kennenlernen, bevor sie eine endgültige Entscheidung trafen. Für diese Menschen bestand immer noch die Möglichkeit, in die alte Heimat zurückzukehren, denn sie hatten mit ihrer Ausreise die preußische Staatsangehörigkeit nicht verloren (KAMMEIER 1983, S. 23f.). Wer sich entschlossen hatte, in den Vereinigten Staaten zu bleiben, konnte nachträglich eine Entlassungsurkunde beantragen (RIECHMANN 1993, S. 53).⁵⁰

Das Paßgesetz vom 12. Oktober 1867 hob schließlich die Paßpflicht für all diejenigen auf, die von den deutschen Häfen aus ihre Seereise antraten. Die „heimliche Auswanderung“ wurde seitdem begünstigt (KAMMEIER 1983, S. 19).

49 Von 17-25jährigen Antragstellern war aus diesem Grund ein Zeugnis der Kreisersatzkommission vorzulegen, das die abgeleitete Wehrpflicht bestätigte (KAMMEIER, Deutsche Amerikauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 19).

50 Laut KAMMEIER machten nur wenige Menschen von dieser Möglichkeit Gebrauch (KAMMEIER, Deutsche Amerikauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 25), was unterstreicht, daß für die meisten Auswanderungswilligen offensichtlich die Auswanderung ein Entschluß mit endgültigem Charakter war und man deshalb vorrangig Entlassungsurkunden beantragte.

Spenge, den 12. Septbr. 1859

Heute erschien der Johann Heinrich August M o h r m a n n , geboren am 15. Mai 1842, und trug vor:

Ich beabsichtige mit Bewilligung meines Vaters nach den Vereinststaaten von Nordamerika auszuwandern und bitte hierzu um Ertheilung des erforderlichen Auswanderungs-Consenses.

Comparenten wurde eröffnet, daß er durch die wirkliche Auswanderung aus dem Königlich-Preußischen Staate, das Recht verliere, die Wiederaufnahme bei demselben verlangen zu können, wenn solche etwa bedenklich gefunden werden möchte.

Ferner wurden demselben 1. der Auszug aus dem Jahresberichte der deutschen Gesellschaft zu New York vom 22. Febr. 1850, 2. das amendirte Passagiergesetz des Staates Newyork und 3. die von dem Verwaltungsrathe des Central-Vereins für die deutsche Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheiten zu Berlin erlassene Warnung langsam und deutlich vorgelesen, ihm die Adresse des in Bremen bestehenden Nachweisungs-Büreaus mitgetheilt und das von der Emigrations-Commission zu Newyork mitgetheilte Momerial vorgelesen, worauf Comparent aber nichts destoweniger bei seinem Antrage beharrte.

Der miterschienene Vater des Mohrmann, Müller Mohrmann zu Spenge, war mit dem An- und Vortrage seines Sohnes einverstanden und bemerkte noch, daß derselbe durch Vermittlung des Auswanderungs-Agenten, J. Ruben zu Spenge, nach Amerika expedit werden.

Mormann
August Mormann
Der Amtmann
Becher

Es wird hiermit bescheinigt, daß der Antragsteller nicht, um sich der Militärpflicht zu entziehen oder in fremde Kriegsdienste zu treten, sondern lediglich wegen seines besseren Fortkommens auswandert. Derselbe ist auch schwächlich und dürfte anscheinend zum Militärdienst nicht brauchbar werden.

Spenge, 12. Septbr. 1859
Der Amtmann
Becher

Abb. 7: Text der Entlassungsurkunde des August Mohrmann aus Spenge (SIEVEKING 1987, S. 12)

Die letzte – jedoch ungesetzliche – Möglichkeit auszuwandern war *die Auswanderung ohne Consens*. Menschen mit „zerrütteten Vermögensverhältnissen“ (RIECHMANN 1993, S. 56), Refractaire, die sich dem Militärdienst schon vor dessen Beginn entziehen wollten, Deserteure oder Personen, die eine Straftat begangen hatten und die Konsequenzen fürchteten, oder durch betrügerische Agenten Angelockte verließen das Land bewußt illegal.⁵¹ Möglicherweise spielte auch der Kostenfaktor eine Rolle, denn die Ausstellung eines Legitimationspapieres kostete eine Gebühr. Überdies war der Weg bis zur Ausstellung eines solchen Papiers zum Teil umständlich und lang, so daß mancher vielleicht darauf verzichtet haben mag, sich ein Consenspapier ausstellen zu lassen, zumal Papiere bei der Einschiffung keine Voraussetzung waren (RIECHMANN 1993, S. 175).

Erst am 9. Juni 1897 wurde ein einheitliches Gesetz zur Auswanderungsfrage beschlossen. Zu diesem Zeitpunkt war die Massenauswanderung in die USA allerdings längst beendet.

2.3.2 Verschiedene Motive für die Auswanderung

Es ist schon angesprochen worden, vor welchem Hintergrund die Auswanderer ihre weite Reise antraten (vgl. 2.1). Im folgenden Abschnitt soll präziser verdeutlicht werden, welche z. T. vielfältigen Motive zu einer Auswanderung führen konnten.

51 SIEVEKING ergänzt, daß manche Frauen offensichtlich nicht wußten, daß alle Personen eine Erlaubnis haben mußten und unbewußt illegal auswanderten (SIEVEKING, Die Auswanderer aus den Ämtern Enger und Spenge, S. 11). Sicher galt das nicht nur für die weiblichen Auswanderungswilligen sondern auch für manchen männlichen, der sich aus Unkenntnis der Vorschriften Bekannten oder Verwandten anschloß, die bereits eine Genehmigung hatten oder für seine weiblichen Angehörigen keine Entlassungsurkunden beantragt hatte (was vermutlich mit der unterprivilegierten Stellung der Frau innerhalb der Familie des 19. Jahrhunderts zu erklären ist). Dieses wird auch durch KAMMEIER bestätigt, der durch ein Beispiel verdeutlicht, wie es zu einer Fehlinterpretation der Vorschriften kommen konnte: „Der Heuerling Friedrich Heinrich Karl Wellmann aus Wehden wanderte beispielsweise 1887 mit der ganzen Familie aus, beantragte aber nur für sich und seine beiden Söhne Entlassungsurkunden. Offensichtlich wußte er nicht, daß alle erwachsenen Personen Entlassungsurkunden benötigten.“ (KAMMEIER, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 25). Die Zahl der ohne Consens Ausgewanderten läßt sich aufgrund der wenigen schriftlichen Aufzeichnungen kaum ermitteln. KAMMEIER vermutet, daß die Zahl der illegalen Auswanderungen zum Teil höher lag als die Zahl der legalen (KAMMEIER, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 26f.). FREITAG geht von einer insgesamt 50-100 % höheren Zahl an illegalen gegenüber den legalen Auswanderern aus (FREITAG, Sozialstatistik der USA-Auswanderung im Amt Spenge, S. 105).

2.3.2.1 Ökonomische Motive

Je weiter die Industrialisierung in Deutschland voranschritt, desto mehr wurde die Hausindustrie zurückgedrängt. Daraus resultierte die zunehmende Verarmung der unteren Bevölkerungsschichten, die vom Nebenerwerb abhängig waren (vgl. 2.1). Ähnlich erging es dem Handwerk: die Einführung der Maschine leitete die Fabrikproduktion ein. Viele handwerkliche Betriebe mußten schließen, da sie gegenüber der Großindustrie nicht länger konkurrenzfähig waren; die Folge war ein Anstieg der Arbeitslosigkeit. Auswanderung stellte eine Alternative zur ständigen Existenzangst dar. Viele westfälische Bauern wollten ihren Traum vom eigenen Stück Land verwirklichen (WENNING 1996, S. 72). Der *Homestead Act* (*Heimstättengesetz*) von 1862 versprach bis 1890 die freie Landnahme von unvermessenem – allerdings auch unbewirtschaftetem – Regierungsland für Siedler über 21 Jahre (STEILBERG; FLEMMING 1998, S. 197) (vgl. 2.3.5.2).

Ganz so märchenhaft, wie es scheinen mußte, war das Ganze allerdings nicht. Es mußte einen Grund geben, wenn sehr viel mehr Farmer auch nach 1862 lieber Land für 2 oder 4 oder 6 Dollar den *acre* kauften als das Angebot des Heimstättengesetzes anzunehmen: Nur allzu oft war das Land, das umsonst zu haben war, wenig fruchtbar, verkehrsunünstig gelegen oder aus anderen Gründen nicht begehrenswert.⁵²

Nicht wenige besitz- und mittellose Menschen aus Armenhäusern traten die lange Reise an. Allerdings hätten sie die Kosten für die Passage von etwa 30 Talern (Preis zur Jahrhundertmitte) nicht allein aufbringen können, denn diese Summe entsprach etwa dem Jahresgehalt eines ganzjährig beschäftigten Knechtes (das Gehalt eines Dienstmädchens lag bei 10 Talern, das eines Dorfschullehrers bei 45 Talern pro Jahr). Die Gemeinde nahm sich deshalb nicht selten dieser Allerärmsten an, denn aus Sicht der Gemeinde machte die Zahlung einiger Schiffsbillets nach Übersee nur einen Bruchteil der sonst zu zahlenden Kosten aus der Armenkasse aus (HELBICH 1988, S. 22).

2.3.2.2 Politische Motive

Im allgemeinen kann davon ausgegangen werden, daß die westfälischen Auswanderer meist nicht aus politischen Gründen auswanderten, denn „das Gros deutscher Auswanderung [bestand] (...) nicht in solchen Intellektuellen oder

52 HELBICH, „Alle Menschen sind dort gleich ...“, S. 41. Zwischen 1863 und 1890 wurden 956 922 Anträge auf Landzuweisung registriert (STEILBERG; FLEMMING, Chronik Handbuch Amerika, S. 197).

bourgeois Typen, sondern aus Personen bäuerlicher Herkunft“ (KAMPHOEFNER 1982, S. 75). Vermutlich hatten die meisten nicht einmal eine konkrete Vorstellung von Demokratie.

Unsere Bevölkerung war in der Grundhaltung konservativ, die Not wurde hingenommen, ohne sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen. (...) Viele Auswanderer haben wohl erst in Amerika erfahren, wie frei ein Mensch leben kann, und dort setzt die Kritik an den politischen Verhältnissen in der Heimat ein.⁵³

Die wenigen, die das Land jedoch aus politischen Motiven verließen, wurden durch die mißglückte Frankfurter Revolution am 3. April 1833 (GROTHER 1912, S. 174) bzw. durch die Märzrevolution im Jahre 1848⁵⁴ dazu veranlaßt, in den Vereinigten Staaten die politische Freiheit zu finden, die sie im preußischen Obrigkeitsstaat vermißten. In den USA wurden die Ankömmlinge Ende der 1840er Jahre *Forty-Eighters* oder *Achtundvierziger* genannt⁵⁵. Die Auswanderer dieser Zeit werden heute noch häufig mit politischen Flüchtlingen gleichgesetzt, obwohl der Massenexodus aus ökonomischen Gründen stattfand und insgesamt nur einige tausend Menschen als politische Auswanderer bezeichnet werden können (STROTDREES 1996, S. 180).⁵⁶

Die Anhänger von revolutionären politischen Aktivitäten wurden von den Behörden *politische Verbrecher* (KLEMKE 1994, S. 13) genannt.⁵⁷ Dieser Begriff hatte sich schon im 18. Jahrhundert manifestiert; zu den politischen Verbrechen zählten Hochverrat, Landesverrat und Majestätsbeleidigung. Sie wurden mit Festungs-, Gefängnis-, Korrekptions-, Arbeitshaus- und Zuchthausstrafen, in schweren Fällen mit der Todesstrafe, belegt. In den 1820er und 30er Jahren diskutierte man schließlich die Frage, ob man sich nicht durch die Exilierung der

53 SIEVEKING, Die Auswanderer aus den Ämtern Enger und Spenge, S. 10.

54 KINDER; HILGEMANN erläutern die politischen Demonstrationen dieser Jahre im gesamteuropäischen Kontext (KINDER; HILGEMANN, dtv-Atlas Weltgeschichte, S. 329-335).

55 Im Oktober 1986 fand im Max Kade Institute der University of Wisconsin, Madison, USA, ein Symposium zum Thema *Forty-Eighters* statt. Als Resultat der internationalen Konferenz liegt das Buch „The German Forty-Eighters in the United States“, herausgegeben von Charlotte L. BRANCAFORTE, aus dem Jahr 1989 vor. Die Aufsätze dieser Sammlung beleuchten die Situation der Achtundvierziger aus verschiedenen Perspektiven und bieten ausgezeichnete Informationen zu diesem Thema, denen hier kein weiterer Raum gegeben werden kann.

56 HELBICH geht von 3000-4000 politischen Auswanderern aus, vornehmlich durch die Revolution von 1848/49 veranlaßt (HELBICH, „Alle Menschen sind dort gleich ...“, S. 37).

57 Ein Beispiel eines typischen politischen Flüchtlings beschreibt FINKENER, Heinrich Carl Julius Vortriede aus Enger, ein politischer Flüchtling, S. 53ff.

politischen Opponenten – und auch anderer Krimineller – nach Übersee entledigen könnte (KLEMKE 1994, S. 14f.). Diese Maßnahme sollte die Gefängnisse im Mutterland entlasten und zugleich eine abschreckende Wirkung auf politisch Mißgestimmte oder potentielle Straftäter haben:

Dadurch könnte eine gleiche Anzahl überflüssiger Menschen, welche sonst zum Kriegführen dienten, freiwillig und ohne Blutvergießen abgeführt und der Friedenszustand noch lange erhalten werden. Durch eine solche *freiwillige*, ungehinderte Ableitung des Gärungsstoffes wird aller Keim zu Revolution entfernt, und aufgeklärte Regierungen (...) finden darin das sicherste Mittel, hierdurch die zurückbleibenden Gemüter zu beschwichtigen (...).⁵⁸

Zumindest teilweise sind diese Vorgänge behördlich erfaßt worden, so daß sich die gesteuerte *Transportation* (MOLTMANN 1976, S. 149) heute noch nachzeichnen läßt. *Transportation* bedeutete „Fortschaffung über See, verbunden mit einem Rückkehrverbot“ (MOLTMANN 1976, S. 150). Die Kosten für die Überfahrt wurden vom entweder Sträfling selbst, von seinen Verwandten, aus dem Budget der Korrekptionsanstalt oder durch den staatlichen Haushalt getragen.

Historisch betrachtet waren die Abschiebungen von Sträflingen für Amerika kein Novum; britische Behörden hatten schon im 17. und 18. Jahrhundert die nordamerikanischen Kolonien für deportierte Häftlinge genutzt. Nach der Unabhängigkeit wählte man Australien als Ersatz für die amerikanischen Sträflingskolonien. Die erneute Deportation von Sträflingen im Zuge der Masseneinwanderungen des 19. Jahrhunderts wurden vielfach nicht beachtet. So kam es erst 1875 nach diversen Schwierigkeiten zu einem Gesetz durch den Kongreß (MOLTMANN 1976, S. 168), das feststellte:

(...) that it shall be unlawful for aliens of the following classes to immigrate into the United States, namely, persons who are undergoing a sentence for conviction in their own country of felonious crimes other than political or growing out of or the result of such political offenses, or whose sentence has been remitted on condition of their emigration (...).⁵⁹

58 BRAUNS, Ernst, Ideen über die Auswanderung nach Amerika nebst Beiträgen zur genauen Kenntniß seiner Bewohner und seines gegenwärtigen Zustandes. Göttingen 1827, S. 111. Zitiert nach MOLTMANN, Die *Transportation* von Sträflingen im Rahmen der Deutschen Amerikauswanderung des 19. Jahrhunderts, S. 187.

59 GARIS, Roy L., *Immigration Restrictions: A Study of the Opposition to and Regulation of Immigration into the United States*. New York 1927, pp. 86-89. Zitiert nach MOLTMANN, Die *Transportation* von Sträflingen im Rahmen der Deutschen Amerikauswanderung des 19. Jahrhunderts, S. 167f.

2.3.2.3 Religiöse Motive

Die Auswanderung im 19. Jahrhundert ist keine religiöse Auswanderung, ob schon sich vereinzelt Auswanderer aus religiösen Motiven aufgemacht haben. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte in Süddeutschland der Widerstand gegen rationalistische Einflüsse der Aufklärung pietistische Strömungen hervorgebracht, die die Loslösung der Pietisten von Staat und Kirche bewirkten. Diese war häufig mit einer inneren Loslösung von der Heimat und einer Auswanderung verbunden (MARSCHALCK 1973, S. 56); sie war jedoch statistisch wenig bedeutend.

Eine größere religiöse Gruppenwanderung war die der Altlutheraner zwischen 1839 und 1854. Etwa 5000 Personen, überwiegend aus Pommern, Schlesien und Sachsen, machten sich in die Fremde auf, um dort in religiöser Freiheit zu leben. Verglichen mit der Massenauswanderung dieser Jahre machte die religiöse Gruppe allerdings nur etwa ein halbes Prozent der Gesamtauswandererzahl aus (HELBICH 1988, S. 37).⁶⁰

2.3.2.4 Soziale Motive

Soziale Motive gehörten neben den ökonomischen zu den wichtigsten Motiven der Auswanderer. Die Briefe von Familienangehörigen, Verwandten, Nachbarn, Freunden oder Bekannten, die ihre ersten (zumeist positiven) Erfahrungen in den Vereinigten Staaten schilderten, führten zu Folgeauswanderungen, sogenannten *Wanderketten*. Die Aussicht, von den Landsleuten aufgenommen zu werden, beschleunigte den Entschluß, die alte Heimat zu verlassen. Dieser Ablauf kann als *Phänomen der Kettenwanderung* bezeichnet werden (RIECHMANN 1993, S. 192). Der Begriff Kettenwanderung (*chain migration*) (HELBICH 1988, S. 26) macht deutlich, wie sich ein Auswanderer an den nächsten reihte, um das Risiko eventueller schlechter Erfahrungen durch die bereits positiven Eindrücke der Bekannten in der Neuen Welt auf ein Minimum zu reduzieren (KAMPHOEFNER 1987, S. 70-105). Bei der familiären Kettenwanderung lassen sich zwei Wandermuster eruieren: entweder das Familienoberhaupt (meist der Vater) wanderte als erster aus, und die restliche Familie folgte zusammen nach, oder in zeitlich unregelmäßigen Abständen traten nach und nach die anderen Familien-

60 Generell einen höheren Auswandereranteil machten religiöse Minderheiten, wie z. B. Juden oder Mennoniten, aus. Diese Emigrationen hatten aber z. T. andere Hintergründe bzw. sie fanden meist schon im 17. und 18. Jahrhundert statt (MÖNCKMEIER, Die deutsche überseeische Auswanderung, S. 25). „Die Auswanderung aus religiösen Gründen war also ein Überbleibsel aus früheren Zeiten.“ (MARSCHALCK, Die deutsche Überseeauswanderung im 19. Jahrhundert, S. 57).

mitglieder die lange Reise an (RIECHMANN 1993, S. 192f.). Ab 1830 verloren einige ostwestfälische Dörfer durch die Kettenwanderung die Hälfte ihrer Einwohner (SCHÜTTE 1994, S. 39).

Häufig wurde die recht teure Überfahrt (vgl. 2.3.2.1) von den schon bereits Ausgewanderten bezahlt. Diese in Amerika bezahlten Fahrscheine, *Prepays* genannt, machten es vielen Auswanderungswilligen erst möglich, die Kosten zu tragen (SIEVEKING 1987, S. 11). Zum Teil wurde ihnen das Geld für die Reise auch von ihren Bekannten im voraus zugeschickt. Die schon Ausgewanderten sorgten aber nicht nur für die finanziellen Mittel sondern auch für die psychische Unterstützung ihrer Nachfolger, denn sie gaben ihnen ein Sicherheitsgefühl (*friends-and-family-effect*) (AENGENVOORT 1999, S. 157). Sprachliche Barrieren mußten nicht überwunden werden, und die soziale Integration war ebenso gewährleistet wie eine Bleibe in der neuen Heimat.

Die Kettenwanderung bestimmte die Wanderungsströme; so kann die Entstehung von ethnischen, regionalen oder lokal einheitlichen Siedlungsclustern erklärt werden (AENGENVOORT 1999, S. 157). Das Ergebnis dieses Wandertyps waren Städte und vor allem ländliche Siedlungen, also „Ableger deutscher Dörfer oder Dorfgruppen“ (HELBICH 1988, S. 27), die zum Teil ihren alten Ortsnamen behielten oder ein „New“ oder „Neu“ voranstellten. Noch heute sind sehr viele dieser Toponyme erhalten, die ein Hinweis auf eine alte deutsche Siedlung sein können (vgl. 2.3.5.2).

2.3.2.5 Weitere Motive

Daß manche die Auswanderung als Flucht vor dem Militär nutzten, wurde in Kapitel 2.3.1 schon angesprochen. Über die genauen Motive der Militärverweigerer bzw. Deserteure lassen sich nur Mutmaßungen anstellen: Lehnten sie aus einer Grundeinstellung heraus das Militär ab? Hatten sie schlechte Erfahrungen mit dem bekannten „preußischen Drill“ (STROTDREES 1996, S. 176) gemacht? War ihnen die Militärflicht von drei Jahren zu lang? Oder hatten sie sich durch die Push- und Pullfaktoren wie die anderen Auswanderer beeinflussen lassen? All diese Möglichkeiten könnten die Militärflucht erklären, lassen sich aber nicht eindeutig bestätigen. Für jeden illegalen Flüchtling galt jedoch, daß dieser durch die Auswanderung mit dem preußischen Gesetz in Konflikt kam:

Das preußische Allgemeine Landrecht hat ihnen noch mit der „Konfiskation des gegenwärtigen oder zu erwartenden Vermögens“ gedroht. Seit 1849 gilt eine mildere Bestimmung, nach der Refractaire und Deserteure zu einer Geldstrafe von 50 bis 1000 Reichstalern verurteilt werden; bei

Fahnenflucht im Kriege wird ihnen nach wie vor mit Todesstrafe gedroht.⁶¹

Die Obrigkeit wurde der vielen Militärflüchtlinge jedoch kaum habhaft. Viele wurden in Abwesenheit verurteilt, damit das „harte preußische Durchgreifen“ (STROTDREES 1996, S. 177) demonstriert werden konnte. Ein Auslieferungsabkommen mit den USA gab es nicht, so daß die Strafe nicht vollstreckt werden konnte. Solange die Militärflüchtlinge in den Vereinigten Staaten blieben, konnte ihnen nichts passieren, und ihre Vorbestrafung hatte keinerlei Auswirkungen. Ähnliches galt für Straftäter: die Flucht vor der Justiz für schon in der Heimat begangene Straftaten war ebenfalls beliebt, um sich einer Strafe zu entziehen.

MÖNCKMEIER nennt als weiteres Auswanderungsmotiv die Abenteuerlust:

Ein anderes Moment, das die deutsche Auswanderung nie hat versiegen lassen, ist der Drang vor allem der jungen Leute in die Welt, hinaus aus den vorgezeichneten Bahnen des Heimatlandes, wo alles sprunghafte Vorwärtkommen, alles Überspringen alt hergebrachter Schranken und Wege unmöglich ist, wo Klassen-, Berufs- und Standesunterschiede unüberbrückbare Gegensätze bilden. Auf alle diese übt ja das Wort „nach Amerika!“ eine magische Wirkung aus, dort ist nach ihrer Meinung Reichtum leichter zu gewinnen, die Dollarkönige, die mit nichts angefangen haben, sind die typischen Beispiele für die Möglichkeiten des Emporkommens in Amerika, und ist nicht der „reiche Onkel aus Amerika“ sprichwörtlich im deutschen Volke?⁶²

Bei einigen mag die Abenteuerlust ein zusätzliches Motiv zur Auswanderung gewesen sein, schließlich wurde 1848 im kalifornischen Sacramento-Tal Gold gefunden (STEILBERG; FLEMMING 1998, S. 78). Angesichts der wirtschaftlichen und sozialen Lage im Westfalen des 19. Jahrhunderts bleibt allerdings zweifelhaft, ob bei den Auswanderern der ländlichen Unterschichten allein spekulative Motive zur Auswanderung führten. Nur einigen Kaufleuten, die in den USA Niederlassungen gründeten, und reichen Grundbesitzern, die noch vermögender werden wollten, ist dieses Motiv zuzurechnen.

61 STROTDREES, *Fremde in Westfalen – Westfalen in der Fremde: zur Geschichte der Ein- und Auswanderung von 1200 bis 1950*, S. 176.

62 MÖNCKMEIER, *Die deutsche überseeische Auswanderung*, S. 30.

Abschließend läßt sich festhalten, daß die Motive für eine Auswanderung individuell sehr differenziert sein konnten.⁶³ Eine Trennung persönlicher Gründe vom sozialen bzw. wirtschaftlichen Umfeld ist kaum möglich; die meisten Auswanderer dürften durch mehrere Faktoren beeinflusst gewesen sein, so daß sie sicherlich oft mehrere Motive hatten, ein neues Leben in einem unbekanntem Land zu beginnen.

2.3.3 Werbung um Einwanderer

Einwandererwerbung im 19. Jahrhundert geschah auf vielfältige Weise. Auf der einen Seite gab es private Agenturen und staatliche Einwanderungsbüros, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, möglichst viele Einwanderer in die USA zu locken. Auf der anderen Seite gab es aber auch kriminelle Agenten, die das Auswanderungsgeschäft als einen lukrativen Erwerb entdeckt hatten.

Systematische Bemühungen einzelner amerikanischer Staaten gab es schon in den 1840er Jahren. Bis zum Bürgerkrieg waren die Staaten Michigan, Wisconsin, Iowa und das Territorium Minnesota die Wegbereiter für Einwandererwerbung. Noch während des Bürgerkrieges begannen auch Politiker aus anderen Staaten wie Ohio, Kansas und West Virginia, um Einwanderer zu werben. Werbeagenturen sollten die Einwandererzahlen steigern: Von den Gouverneuren ernannte Einwanderungskommissare hatten die Aufgabe, Einwanderungswillige über den jeweiligen Staat, dessen Boden- und Klimabedingungen, Ressourcen, wirtschaftlichen Verhältnisse und über die kostengünstigste und schnellste Reiseroute zu informieren. Man verfaßte Broschüren (vgl. Abb. 8), die in mehreren Tausend Exemplaren aufgelegt und hauptsächlich durch Reeder und Kapitäne der Transatlantikschiifahrt in Deutschland verbreitet wurden, da diese sich als förderlich für ihr Geschäft erwiesen. Die Broschüren enthielten im Vorwort Empfehlungen und Referenzen bedeutender Persönlichkeiten, wie z. B. des Gouverneurs, um die Glaubwürdigkeit zu erhöhen und der Werbung einen offiziellen Charakter zu verleihen (SCHÖBERL 1990, S. 22). Des weiteren beinhalteten die Prospekte kurze geographische und historische Beschreibungen des jeweiligen Staates, Informationen über die vorherrschenden Wirtschaftszweige, das Verkehrsnetz und die Bildungseinrichtungen, konkrete nützliche Hinweise und Verhaltensregeln für die Landung im amerikanischen Hafen, sowie Fahrtzeiten und -preise (SCHÖBERL 1982, S. 301f.).

63 Für weitere mögliche persönliche Motive vgl. KAMMEIER, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 187-192.



Abb. 8: Beispiel eines Broschürentitels aus dem Jahre 1885 (Sammlung Hümmerich, Berlin, SCHÖBERL 1982, S. 301)

Die Werbehefte waren in Standarddeutsch abgefaßt und somit optisch in Anrede und Überschrift wie inhaltlich direkt auf ihre deutschen Leser zugeschnitten. Standarddeutsch als Schul- und Bildungssprache erlernten die meisten Auswanderungsinteressierten im Westfalen des 19. Jahrhunderts erst als Zweitsprache in der Schule (WEBER 1995, S. 278). Inwieweit die Lesekompetenz der in Niederdeutsch sozialisierten Menschen ausreichte, um die z. T. komplexe Auswandererliteratur zu verstehen, bleibt fraglich.

Die Verfasser schmückten ihre Beschreibungen oft pathetisch aus, um gerade ihren Staat als paradiesisch erscheinen zu lassen, was ein Auszug aus einer Werbebroschüre für Wisconsin verdeutlichen soll:

Wer die vorzugsweise von Deutschen bewohnten Ansiedlungen durchwandert, erstaunt über die zum Theil großen, mit europäischer Sorgfalt und Accuratesse gehaltenen Farmen, die üppigen Saatfelder und Wiesen, den zahlreichen kräftigen Viehbestand. Bequeme, häufig schon elegante Wohnungen und geräumige feste Wirthschaftsgebäude deuten auf soliden Wohlstand (...). Die Bewohner dieser reichen, im Sommer großen prangenden Gärten gleichenden Farmdistricte sind nicht als Kapitalisten herübergekommen, es aber jetzt vielfach geworden.⁶⁴

Selbst mit den Begebenheiten in Deutschland wurde das amerikanische Land verglichen: „Der Boden erinnert lebhaft an die fetten Marschen (...) Holstein's und an die fruchtbarsten und schönsten Gegenden der Provinzen Westphalen und Sachsen in Deutschland (...)“ (SCHÖBERL 1982, S. 311). Negative Aspekte wurden so geschickt beschrieben, daß sie in einem positiven Licht erschienen (hier die Wetterverhältnisse in Wisconsin):

Die Winter selbst sind, obgleich ziemlich kalt, doch durch ihre Gleichmäßigkeit und das vorherrschend klare und sonnige Wetter keineswegs unangenehm. Das Frühjahr ist häufig (...) kalt, regnerisch und veränderlich, nicht selten aber auch von (...) wunderbarer Schöne (...).⁶⁵

64 In vier Auflagen der Broschüre „Wisconsin“ enthalten (1868: S. 3; 1879: S. 2; 1881: S. 4; 1885: S. 4). Zitiert nach SCHÖBERL, Auswandererwerbung durch Information: Amerikanische Broschüren in Deutschland im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, S. 309.

65 SCHÖBERL, Auswandererwerbung durch Information: Amerikanische Broschüren in Deutschland im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, S. 316.

Aus *Allgemeine Auswanderungs-Zeitung*, Jg. 7, Nr. 5, 11.1.1853, S. 22

[9] **G. van Steenwyk,**
 Staats-Commissär für die Auswanderung nach
 W i s c o n s i n .
 Comptoir 110 Greenwich-Str., New-York.
 Offen von 9 Uhr Vorm. bis 5 Uhr Nachm.

Der Commissär, hiezv vom Staate in den Stand gesetzt, giebt unentgeltlich den Auswanderern kurze Beschreibungen des Staates und mündliche Nachrichten aus sichern und offiziellen Quellen. — Der Staat Wisconsin, eines der schönsten und fruchtbarsten Länder im herrlichen Mississippithale, empfiehlt sich den deutschen Auswanderern auch dadurch vorzüglich, daß mehr wie ein Drittel seiner ganzen Bevölkerung, ca. 400,000 aus Deutschen besteht.

Abb. 9: Deutschsprachige Zeitungsanzeige für den Staat Wisconsin (SCHÖBERL 1990, S. 29)⁶⁶

Die Kommissare veröffentlichten zusätzlich Werbeanzeigen, die auf ihren Staat aufmerksam machten (vgl. Abb. 9), und ernannten Agenten, die für sie als Repräsentanten nach Deutschland reisten, um vor Ort für ihren Staat zu werben, Broschüren zu verteilen und Vorträge zu halten.⁶⁷ Auf die Organisation und den Ablauf des Auswanderungsstromes hatten diese einen nicht unerheblichen Einfluß (BRETTEING; BICKELMANN 1991, S. 12). Empfehlungsschreiben der Gouverneure verliehen den Agenten Autorität.

66 Exemplarischer Anzeigentext: „G. van Steenwyk, Staats-Commissär für die Auswanderung nach Wisconsin. Comptoir 110 Greenwich-Str., New-York. Offen von 9 Uhr Vorm. Bis 5 Uhr Nachm. Der Commissär, hiezv vom Staate in den Stand gesetzt, giebt unentgeltlich den Auswanderern kurze Beschreibungen des Staates und mündliche Nachrichten aus sichern und offiziellen Quellen. — Der Staat Wisconsin, eines der schönsten und fruchtbarsten Länder im herrlichen Mississippithale, empfiehlt sich den deutschen Auswanderern auch dadurch vorzüglich, daß mehr wie ein Drittel seiner ganzen Bevölkerung, ca. 400,000 aus Deutschen besteht.“ SCHÖBERL analysiert den Anzeigentext, stellvertretend für viele andere Annoncen, wie folgt: „Die Anzeige setzte sich (...) aus drei Teilen zusammen. Der erste Abschnitt verkündete Namen und Position des Bevollmächtigten sowie Anschrift und Öffnungszeiten des Büros. Diese im Anzeigenformat fünf Zeilen einnehmenden Angaben hoben sich sowohl durch Schriftart und -größe als durch den Satz vom übrigen, im Block gedruckten Text ab. Der zweite Teil der Annonce beschrieb kurz die Funktion des Kommissars. Im dritten Teil wurde die Gelegenheit benutzt, in einer knappen Charakterisierung Wisconsins das Interesse deutscher Auswanderer besonders auf diesen Staat zu lenken.“ (SCHÖBERL, *Amerikanische Einwandererwerbung in Deutschland 1845-1914*, S. 30)

67 Vgl. auch BRETTEING; BICKELMANN, *Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert* und SCHÖBERL, *Amerikanische Einwandererwerbung in Deutschland 1845-1914 zu diesem Teilaspekt*.

Für die Einwandererbüros in Deutschland arbeiteten außer den hier eingesetzten Vermittlern auch Agenten in den USA, die sich häufig in den Hafenstädten aufhielten, um den Neuankömmlingen mit Rat zur Seite zu stehen und diese vor den sogenannten *Runners*, selbsternannten, betrügerischen Agenten, die einen lukrativen Nebenerwerb witterten, zu schützen (SCHÖBERL 1982, S. 325f.). Trotz staatlicher Kontrollen gab es zahlreiche illegale Agenten, die ohne eine behördliche Konzession arbeiteten, welche seit 1853 verpflichtend war (SIEVEKING 1985, S. 15). Vor allem Auswanderer ohne Consens (vgl. 2.3.1) versuchten über diese „Seelenverkäufer“ (BRETTEING 1988, S. 63) ihr Glück.



Auswanderer



finden bei dem Unterzeichneten am 1ten und 15ten Tage jeden Monats reelle, prompte und billige Beförderung nach **Newyork, Baltimore, New-Orleans und Galveston**, sowohl mit vorzüglichen dreimastigen Segelschiffen als auch mit allen von **Bremen nach Newyork** abgehenden Dampfschiffen.

Zum Abschluße von Ueberfahrts-Contracten empfehle ich meine concessionskräftigen Agenten:

Herrn Commerzienrath **C. B. Deltus** in **Berdmold**, Generalagent,
 „ **B. Gode** in **Werther**,
 „ **B. Vogel**, Auctions-Commissarius in **Borgholzhausen**,
 „ **Jos. Ruben** in **Speng**,
 welche gleich mit jeder weiteren Auskunft erhallen.
Bremen, im März 1860.

Horn. Danolsberg,
F. W. Bödeker Nachfolger,
 obrigkeitlich angestellter und beordneter Schiffsmakler.

Abb. 10: Werbeannonce eines Schiffsmaklers aus dem Jahre 1860
 (SIEVEKING 1987, S. 14)

Für die deutschen Reeder und Schiffsmakler arbeiteten – ebenso wie für die Einwanderungsbüros – behördlich ernannte Agenten in Deutschland (häufig Kaufleute, aber auch Gastwirte, Handwerker, Lehrer und Pfarrer, die diese Tätigkeit nebenberuflich ausübten (SIEVEKING 1985, S. 15)). Sie führten Beratungen durch, vermittelten die Passagekontrakte, veröffentlichten Werbeanzeigen (vgl. Abb. 10), kassierten ein Handgeld und leiteten die Auswanderer zu den Seehäfen weiter. Für jede vermittelte Person erhielten die Agenten eine Provision. Meist betrug die Marge zwischen 2 und 10 % der Überfahrtskosten; dazu kam das ein-

kassierte Handgeld von den Auswanderern, das in der selben Höhe lag (meist 3-4 Reichstaler). So war der Anreiz, möglichst viele Menschen zu vermitteln, besonders groß (RIECHMANN 1993, S. 226).

Zur *promotion literature* (GÖRISCH 1985, S. 51) zählten auch die sogenannten „Auswanderer-Ratgeber“ (z. B. WANDER 1852⁶⁸). Sie waren wesentlich umfangreicher als die Auswandererbroschüren. Als der bedeutendste und am weitesten verbreitete Ratgeber kann man den von Gottfried Duden bezeichnen, der unter dem Titel „Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's ...“ 1829 publiziert wurde (vgl. Abb. 11). Duden, ein preußischer Justizbeamter und Arzt, hatte in den 1820er Jahren selbst fast drei Jahre in Missouri verbracht. Seine Beschreibungen führten dort zu verstärkten Ansiedlungen von Westfalen und Hannoveranern (KAMPHOEFNER 1984, S. 325): „There were other writers such as Ernst Brauns, Jonas Gudenus, and Friedrich Gerstäcker; but Duden's book was written in a popular, dramatic style that gained it the widest attention.“ (BRAUER; GOOSEN 1989, S. 35) So wurde Missouri als „Tor des Westens“ (*Gateway to the West*) berühmt (SCHROEDER 1979, S. 125).⁶⁹

68 WANDERS Auswanderungskatechismus beantwortet wie in einem Frage-Antwort-Spiel die möglichen Fragen der Auswanderer, z. B. „Welche Arbeit wird überhaupt in Amerika gut bezahlt?“ (S. 54); „Wie steht es mit den Ländereien, insbesondere im Staate Missouri, der in neuerer Zeit besonders viel Einwanderer aufnimmt?“ (S. 103); „Wie ist das Leben in St. Louis?“ (S. 105); „Soll der Familienvater bei einer beabsichtigten Auswanderung erst die Reise allein machen, oder soll er bald seine Familie mitnehmen?“ (S. 161)

69 Gelegentlich wird auch St. Louis, MO. als „Tor zum Westen“ bezeichnet (SCHÜTTE, Auf den Spuren von Amerikaauswanderern des 19. Jahrhunderts, S. 83) (vgl. „Tor zur Neuen Welt“, Anm. 73).

B e r i c h t

über eine Reise

nach den

westlichen Staaten Nordamerika's

und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri (in den Jahren 1824, 25, 26 und 1827), in Bezug auf Auswanderung und Uebersiedelung,

oder:

Das Leben

im

Innern der Vereinigten Staaten

und dessen Bedeutung für die häusliche und politische Lage der Europäer, dargestellt

- a) in einer Sammlung von Briefen,
- b) in einer besonderen Abhandlung über den politischen Zustand der nordamerikanischen Freistaaten, und
- c) in einem rathgebenden Nachtrage für auswandernde deutsche Ackerwirthe und diejenigen, welche auf Handelsunternehmungen denken,

von

Gottfried Duden.



Gedruckt zu Elbersfeld im Jahre 1829 bei Sam. Lucas,
auf Kosten des Verfassers.

Abb. 11: Titelblatt des Reiseberichts, den der Remscheider Gottfried Duden 1829 in Elbersfeld erschienen ließ (GÖRISCH 1985, S. 57)

Jeder Staat wollte Fortschritte in wirtschaftlicher, bevölkerungspolitischer und sozialer Hinsicht, und so konkurrierten die Staaten um Einwanderer (SCHÖBERL 1990, S. 78). Der Bürgerkrieg (1861-1865) hatte große Verwüstungen und Menschenverluste zur Folge gehabt; die Tätigkeiten der Einwanderungsbüros waren durch den Krieg eingestellt worden. Nun mußten die amerikanischen Staaten ihr Land wieder aufbauen, und so beschloß man, erneut die gezielte Einwandererwerbung einzusetzen (vgl. 2.3.3). Da zu diesem Zeitpunkt die Sklaverei in den Südstaaten der USA aufgehoben wurde, fehlte es vor allem hier an Arbeitern. Missouri gründete gleich nach dem Krieg im Jahre 1865 als erster Staat ein neues *Board of Immigration*, finanziert durch staatliche Mittel. Die Werbung konzentrierte sich vornehmlich auf Deutschland, weil die schon in den USA eingewanderten Deutschen ein sehr hohes Ansehen bei den Amerikanern genossen und als „hart arbeitende, fleißige und leicht assimilierbare Bürger“ (SCHÖBERL 1990, S. 23) galten. Die USA benötigten für ihre stagnierte wirtschaftliche Entwicklung in Industrie und Landwirtschaft, vor allem für die Erschließung von unkultiviertem Land und für die Wiederherstellung des durch den Krieg verwüsteten Landes, jede einzelne Arbeitskraft. Die werbenden amerikanischen Bundesstaaten wollten ihr Land aber nicht nur erschließen und besiedeln, zum Teil warben auch Territorien gezielt um Einwanderer, um durch den Bevölkerungszuwachs eine Bedingung zur Aufnahme als Bundesstaat erfüllen zu können (BRETTEG 1988, S. 67).

Die Tätigkeit der Agenten reduzierte sich seit den 1880er Jahren vornehmlich auf den Verkauf von Fahrkarten vor Ort und auf die Vermittlung von *prepaid tickets* (vgl. 2.3.2.4), denn Informations- und Beraterdienste waren nun nicht mehr gefragt. Ab den 1890er Jahren setzte ein reger Besucherverkehr von den USA nach Deutschland ein, und alle wichtigen Informationen über die Neue Welt wurden durch Verwandte oder Bekannte vermittelt (RIECHMANN 1993, S. 238).

2.3.4 Die Reiserouten der Auswanderer

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wählten die Auswanderer Häfen des westeuropäischen Auslandes, z. B. Antwerpen, Rotterdam und Le Havre (vgl. 2.3). Viele nutzten auch die kostengünstigere Reise über Duisburg den Rhein hinunter nach Rotterdam, von dort nach England und von Liverpool mit englischen oder amerikanischen Schiffen nach Übersee (RIECHMANN 1993, S. 249). Bevor die Auswanderungswilligen die Fahrt zum Hafen antraten, verkauften sie in der Regel ihr Hab und Gut (häufig über öffentliche Versteigerungen), um die Gesamtreise bezahlen zu können, und behielten nur, was sie für die Überfahrt benötigten (RIECHMANN 1993, S. 245).

Seit den 1830er Jahren entwickelten sich Bremen und Hamburg zu den am häufigsten frequentierten Auswanderungshäfen⁷⁰: „Der enorme Aufschwung der hanseatischen Überseeschifffahrt gründete sich vor allem auf die einträgliche Kombination von transatlantischem Menschenexport und Warenimport.“ (BADE 1984, S. 274) Der Aufenthalt in den Hafenstädten bis zur Abreise konnte sich jedoch wochenlang hinziehen, so daß zunächst eine Unterkunft in der Hafengegend angemietet werden mußte. Verantwortlich für längere Wartezeiten war unter anderem die Tatsache, daß Bremen immer wieder infolge der Versandung der Weser für Seeschiffe nicht erreichbar war und die Auswanderer also nach Bremerhaven ausweichen mußten (RIECHMANN 1993, S. 249). Dieser Umstand brachte viele Auswanderer verständlicherweise schon vor Abreise an den Rand ihrer finanziellen Möglichkeiten, zumal findige *Litzer* (so nannte man die Betrüger in den deutschen Hansestädten) teure Quartiere und Passageverträge anboten und zum Teil unbrauchbare Ausrüstungsgegenstände zu horrenden Preisen an den Mann brachten (RIECHMANN 1993, S. 249).⁷¹

Bis in die 1840er Jahre erfolgte die etwa dreitägige Reise von Westfalen bis zum Einschiffungshafen mit einem Pferdefuhrwerk oder mit dem Flußkahn auf der Weser. Seit 1843 beförderten die Dampfschiffe der „Vereinten Weser-Dampfschiffahrt“ die Auswanderer bis zur Küste (SIEVEKING 1985, S. 17). Als 1847 der Eisenbahnverkehr auf den Strecken Minden-Hannover und Wunstorf-Bremen aufgenommen wurde, war Bremen innerhalb weniger Stunden zu erreichen.

In den USA stellte seit etwa der Jahrhundertmitte die Eisenbahn⁷² direkte Verbindungen zwischen den wichtigen Punkten östlich des Mississippi her. Bis zu dieser Zeit wählten die deutschen Einwanderer, die den Mittleren Westen zum Ziel hatten, eine von zwei Haupttrouten: a) von New York⁷³ oder Philadelphia als

70 Mehr Informationen zum Auswandererschiffsverkehr vgl. JUST et al., Auswanderung und Schifffahrtsinteressen, „Little Germanies“ in New York, Deutsch-amerikanische Gesellschaften, S. 9-55 und ENGELSING, Bremen als Auswandererhafen 1683-1880.

71 Häufig warnten schon Ausgewanderte ihre Angehörigen in der Heimat vor Betrügern, wie folgendes Beispiel aus einem Brief von 1850, geschrieben in St. Louis, MO., verdeutlicht: „(...) und wen du im Bremer harfen komst, so laße dich nicht verführen und kaufe alles, was dier die Leute vor schwatzen, (...)“ (KAMMEIER, „Halleluja, jetzt sehen wir Amerika.“, S. 11)

72 Zum Ausbau des Verkehrsnetzes vgl. HEIDEKING, Geschichte der USA, S. 188ff. Die Länge der Eisenbahnstrecken verzehnfachte sich fast von 4500 km auf etwa 43500 km in den Jahren 1840 bis 1860 (STELBERG; FLEMMING, Chronik Handbuch Amerika, S. 116).

73 New York galt als das „Tor zur Neuen Welt“ (BRETTING, Die Konfrontation der deutschen Einwanderer mit der amerikanischen Wirklichkeit in New York City im 19. und 20. Jahrhundert, S. 247). 1820 wurden 46 % der Gesamteinwanderung über den Hafen von New York abgewickelt, 1850 schon 60 % und im darauffolgenden Jahr bereits 78 %.

Einschiffungshäfen über den Hudson-River, den Erie-Kanal (seit seiner Öffnung im Jahre 1826) und die Großen Seen bis nach Illinois, Wisconsin und Michigan; b) von New Orleans und Louisiana als Einschiffungshäfen den Mississippi hinauf in die Täler des Ohio und des Missouri (HELBICH 1988, S. 23). Generell kann davon ausgegangen werden, daß der deutsche Siedler sich hauptsächlich in Gegenden niederließ, die in den Grundzügen seiner Heimat ähnlich waren⁷⁴: „(...) he tended to choose an environment that was familiar to him by being similar to that from which he had emigrated (...)“ (HAWGOOD 1970, S. 26f.) Man suchte einerseits Regionen mit den besten ökonomischen Perspektiven (HELBICH 1988, S. 23), andererseits nach den eigenen spezifischen Qualifikationen. (Siedler aus Ostfriesland wählten z. B. gern als neue Heimat die Umgegend von Golden, ILL., denn dieses Gebiet war ebenso wie die alte Heimat ein mit Sümpfen durchsetztes Gebiet (WIRRER 1999a, S. 171), das beste Arbeitsmöglichkeiten für Torfstecher bot.)

Die Fahrt auf den Wasserwegen war für die Einwanderer noch fast ebenso anstrengend wie die Seereise zuvor: nach mehrwöchiger Schiffsreise konnte die Fahrt von New Orleans über den Mississippi bis nach St. Louis, MO. noch einmal bis zu sechs Wochen dauern (SIEVEKING 1985, S. 25). Mit modernen Dampfschiffen jedoch war St. Louis in sechs bis acht Tagen zu erreichen (MENKE 1995, S. 34).

Nach dem Ausbau des Eisenbahnnetzes verkürzten sich die Fahrzeiten erheblich, jedoch war die Zugreise nicht minder unangenehm: Die Sonderzüge für Einwanderer, alte ausrangierte Personen- oder Güterwaggons, waren meistens überfüllt, und die Versorgung der Reisenden war nicht gewährleistet (SIEVEKING 1985, S. 25). Wer in den amerikanischen Hafenstädten landete, wollte natürlich so schnell wie möglich seinen Zielort erreichen, und man blieb normalerweise nie lange im Hafenort, „few wanted to prolong a stay in a sultry, mosquito-ridden area where there was always the fear of contracting yellow fever (...)“ (MENKE 1995, S. 36). Nur Auswanderer, die das durch die Überfahrt strapazierte finanzielle Budget wieder auffüllen wollten, blieben zunächst in den amerikanischen Hafenstädten, bevor sie nach dieser Übergangsphase auf dem Weg zu einer Farm in den Mittleren Westen weiterzogen (KAMPHOEFNER 1982, S. 89).

74 SIEVEKING stellt, die ersten deutschen Einwanderer betrachtend, dagegen fest: „Diese Wegbereiter und Pioniere sind uns nicht bekannt, und wir wissen auch nicht, warum sie gerade in dieser oder jener Gegend siedelten.“ (SIEVEKING, Unsere Auswanderer aus dem unteren Werretal, S. 25) Es scheint jedoch plausibel und wahrscheinlich, daß die ersten Siedler gezielt Gegenden auswählten, die den heimatlichen ähnlich waren. Diese Auswahl erleichterte ihnen sowohl die Bewirtschaftung des Bodens als die landwirtschaftliche Viehhaltung als auch das Leben in einem der Heimat ähnlichen Klima. Wie SIEVEKING so betont auch WIRRER die Wichtigkeit der topographischen der Ausgangs- und Zielregion (WIRRER, New Melle, MO 63365: Sprecherin 21, Sprecher 34, S. 171).

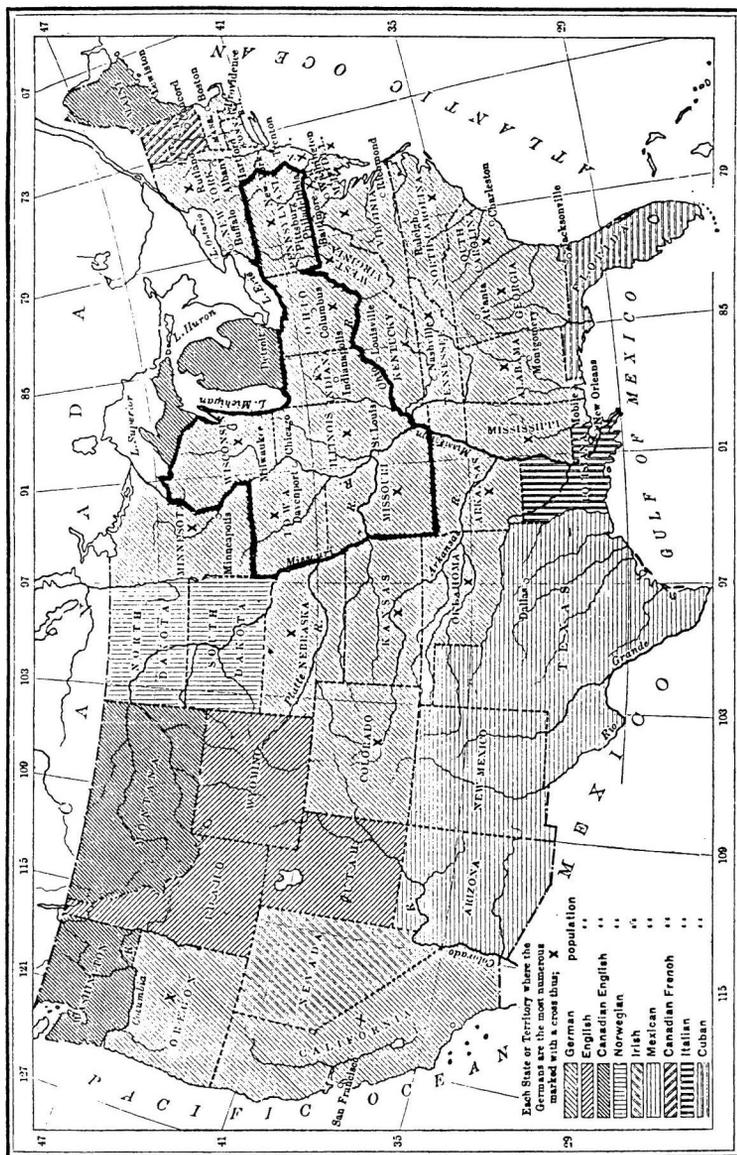


Abb. 12: Staaten, in denen die deutsche Auswanderer um 1900 am häufigsten gesiedelt hatten: „German belt“ (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 17; entnommen aus: FAUST, A. B.: The German element in the United States. Bd. I. New York 1969, folgend S. 576; Einzeichnung „German belt“ von SCHWARTZKOPFF)

Ziel der westfälischen Auswanderer war meist das ländliche Hinterland im Norden Amerikas. Die deutschen Siedlungskreise etwa 100 Meilen um St. Louis herum nannte bzw. nennt man *Plattdutsche Prarie*⁷⁵ (HEMMINGHAUS 1987, S. 24) oder *German belt* (SIEVEKING 1985, S. 26): Er begann in Pennsylvania und verlief von dort westlich durch die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin, Iowa und Missouri (vgl. Abb. 12).

2.3.4.1 Die Reisebedingungen auf den Schiffen

Die Ausstattung der Transatlantik-Schiffe war bei allen Reedereien ähnlich. Vor allem durch die Unterkunftsbedingungen wurden die Passagiere gepeinigt. Die preisgünstigste Reisemöglichkeit bis Ende der 1860er Jahre war auf Segelschiffen im Zwischendeck.⁷⁶ Dieses befand sich zwischen dem Oberdeck und dem Lagerraum und war meist nur provisorisch für die Aufnahme von Passagieren hergerichtet, da die Schiffe ursprünglich als Frachter gebaut worden waren (GELBERG 1973, S. 40). 150 bis 250 Menschen wurden hier untergebracht. Die Höhe des Zwischendecks betrug seit 1850 5½ Fuß (ca. 1,72 m; seit 1887 auf 1,83 m erhöht), und jeder Passagier hatte einen Anspruch auf eine Fläche von 12 Quadratfuß (ca. 1,18 m²). Die Menschen schliefen in übereinander aufgebauten Kojen, die sich bis zu sechs Reisende teilen mußten; dabei stand jedem Erwachsenen eine Breite von 47 cm zu, Kindern die Hälfte. Für Säuglinge wurde kein Platz berechnet (GELBERG 1973, S. 42). Matratzen, Kopfkissen und Decken für die Kojen mußten selbst mitgebracht werden. Auf 50 Passagiere kam nur eine Toilette, Tische und Stühle gab es nicht. Vor allem bei schlechtem Wetter und Stürmen, wenn jeder Passagier zurück auf sein Deck gehen mußte und man sich nicht auf dem Oberdeck aufhalten konnte, gab es ein großes Gedränge im Zwischendeck (MENKE 1995, S. 31f.), so daß viele Menschen diese Zeit in geduckter Haltung in den Kojen verbringen mußten. Für Luft und spärliches Licht sorgten nur ein oder zwei Aufgänge zum Oberdeck und einige wenige Seitenluken, die allerdings bei schlechten Wetterverhältnissen geschlossen

75 Der Ausdruck „plattdutsche Prarie“ geht auf den in Löhne (Kreis Herford) wohnenden Journalisten Friedrich SCHÜTTE zurück, der sich seit über drei Jahrzehnten mit der Auswanderung aus Ostwestfalen und Lippe beschäftigt (WIRRE, New Melle, MO 63365: Sprecherin 21, Sprecher 34, S. 170).

76 Vor 1868 befand sich bei mehreren Segelschiffen zwischen dem Zwischendeck und dem darunter liegenden Frachtraum noch ein weiteres Zwischendeck, das *Orlopsdeck*. Es war noch niedriger als das Zwischendeck und erhielt kein Tageslicht. Luft war nur soviel vorhanden, wie durch das Deck darüber nach unten drang. Diese extra Transportmöglichkeit für Passagiere nach Übersee ermöglichte es, über 500 Personen auf einem Schiff unterzubringen. Die Orlopsdecks wurden 1868 für die Beförderung von Passagieren in Hamburg und Bremen verboten (SIEVEKING, Unsere Auswanderer aus dem unteren Werretal, S. 21).

wurden. Erst ab 1868 wurde der Einbau von Ventilatoren gesetzlich vorgeschrieben (GELBERG 1973, S. 41).

Neben den äußeren, beengten Gegebenheiten kam schon nach kurzer Zeit ein psychischer Druck durch Streitereien, Kindergeschrei, das Stöhnen der Kranken, Schlägereien und Diebstähle auf (MENKE 1995, S. 29f.). Hinzu kam eine nicht selten brutale Besatzung, die – zum Teil bedingt durch sprachliche Schwierigkeiten (z. B. bei englischen Schiffen) – häufig gewalttätig wurde (ASSION 1985, S. 137) und unter den Auswanderern als „Tyrannen“, „Despoten“ und „brutale Gesellen“ (HANSEN 1948, S. 35) bekannt waren. Das mehrwöchige Leben in einer anonymen Menschenmasse, bestehend aus Reisenden verschiedenster Art und Herkunft, entwickelte sich schon nach kurzer Zeit zu einer Qual:

Name, Beruf und alles, woran sich noch ein Selbstwertgefühl festmachen konnte, galten in dieser unübersichtlichen Gemeinschaft auf Zeit nur wenig, und als soziale Identität besaßen die Reisenden (...) lediglich diejenige, die allen nun als Auswanderer in der uneingeschränkten Bedeutung dieses Begriffes zukam.⁷⁷

Die physische und psychische Belastung der Auswanderer ist angesichts dieser katastrophalen Gesamtumstände an Bord kaum vorstellbar. Nicht verwunderlich ist die hohe Rate an Erkrankungen, verursacht durch Seekrankheit, mangelnde Frischluft, schlechte Ernährung und kaum genießbares Trinkwasser, Ungeziefer und Schmutz. Bis 1882 war ein Arzt an Bord nicht vorgeschrieben, und der Kapitän oder der Steuermann, die verantwortlich waren für die Kranken, konnte „mit dem Inhalt einer Medizinkiste kaum helfen (...)“ (SIEVEKING 1985, S. 23).⁷⁸ Die Matrosenregel besagte „Wird eener krank, dat is Seemanier, so kurieren wir ihn flugs mit Theewater und Grütze, weter krigt he nischt to freten.“⁷⁹ In einem Reisebericht ist folgende Anleitung empfohlen: „Wi moken denn die Medizinkiste apen un de Ogen dicht un sän: Gott segne den Griff! un wat wi denn to faten kreegen, hulp ok meist heel good. Gefährliche Saken weern dar nich in.“⁸⁰

77 ASSION, Abschied, Überfahrt und Ankunft, S. 137.

78 In diesem Zusammenhang wird häufig die berühmt gewordene Episode aus Johannes GILLHOFFS Roman „Jörnjakob Swehn, der Amerikafahrer“ zitiert, wonach alle Medikamente des Medizinkastens numeriert waren. War ein bestimmtes Medikament verbraucht, mischte der Kapitän die übrigen Medikamente additiv, bis die fehlende Nummer wieder vorlag (GILLHOFF, Johannes, Jörnjakob Swehn, der Amerikafahrer. Berlin 1927, S. 20f.).

79 LEITHOLD, T. v., Meine Ausflucht nach Brasilien. Berlin 1820, S. 209. Zitiert nach ENGELSING, Bremen als Auswandererhafen 1683-1880, S. 165.

80 ROSENHAGEN, Eduard, Ut mien Fohrenstied. Bremen ²1939 (Rolandsbücherei 1), S. 45. Zitiert nach ENGELSING, Bremen als Auswandererhafen 1683-1880, S. 165f.

Vor der Einschiffung fand keine ärztliche Untersuchung der Reisenden statt, und das Zwischendeck wurde vor der Abreise zur Desinfektion nur mit Essig bespritzt (HANSEN 1948, S. 34). So wußte niemand, welche Krankheiten mit ihren Trägern auf das Schiff kamen. Ansteckende Krankheiten wie Cholera oder Blattern verursachten schließlich Epidemien auf den Schiffen und sorgten für Sterblichkeitsraten von ein bis drei Prozent oder sogar erheblich mehr. Auf manchen Schiffen gab es während der Überfahrt so viele Tote, daß man diese Schiffe „Totenschiffe“ nannte (SIEVEKING 1985, S. 23).⁸¹

Im Preis für die Überseepassage ab Hamburg oder Bremen war seit den 1830er Jahren die Verpflegung inklusive⁸²; vorher mußten sich die Reisenden selbst versorgen. ENGELSING zitiert für Bremer Schiffe folgenden Speiseplan:

Man verpflegte die Fahrgäste mit der zwar nahrhaften, aber einseitigen Matrosenkost der Zeit, (...). Die Zubereitung der Speisen geschah auf allen Schiffen auf dieselbe Art und Weise: sonntags gab es Salzfleisch, Mehlpudding und Pflaumen, montags gesalzenen Speck, Erbsen und Kartoffeln, dienstags Salzfleisch, Reis und Pflaumen, mittwochs geräucherter Speck, donnerstags Fleisch, Kartoffeln und Bohnensuppe, freitags Hering, Gerste und Pflaumen und sonnabends gesalzenen Speck, Erbsensuppe und Kartoffeln, worauf der Turnus von neuem begann.⁸³

Trotz des existierenden Speiseplanes verlief die Verpflegung der Auswanderer auf den Überseeschiffen häufig alles andere als planmäßig: Auf den Segelschiffen wurde bei der langen Reise, die von 2 ½ Wochen bis zu 12 Wochen dauern konnte (je nach Schiffsklasse und Preis), aufgrund der damaligen Konservierungsmethoden das Brot schimmelig, die Butter ranzig und das Wasser ungenießbar (vgl. den Auszug aus dem Auswanderer-Brief auf S. 61f.). Vielen Reisenden wurden die zustehenden Rationen aus unbekanntem Gründen vorenthalten, und die Wasservorräte reichten häufig nicht aus (SIEVEKING 1985, S. 20). Als man für die Überseepassagen seit Ende der 1840er Jahre anfang,

81 Als Beispiel sollen hier die Schiffe „Leibnitz“ der Hamburger Sloman-Reederei und ein englischer Segler dienen, die einmal von 542 Passagieren mit 100 Toten und dann von 465 Reisenden mit 110 Toten in den USA einliefen (SIEVEKING, Unsere Auswanderer aus dem unteren Werretal, S. 23). Zu den Zuständen auf der „Leibnitz“ vgl. auch GELBERG, Auswanderung nach Übersee, S. 43f.

82 Auswanderer, die von Antwerpen, Le Havre oder Rotterdam expediert wurden, mußten sich die Passagiere teilweise oder sogar völlig selbst beköstigen. Der tatsächliche Bedarf war allerdings schwer einzuschätzen, und so mußten viele Menschen Hunger leiden (GELBERG, Auswanderung nach Übersee, S. 44f.).

83 ENGELSING, Bremen als Auswandererhafen 1683-1880, S. 162f.

Dampfschiffe einzusetzen⁸⁴, wurde der Transport der Nahrungsmittel erheblich erleichtert: Die Dampfschiffahrt „ermöglichte es, an Bord zu schlachten und Brot zu backen und in Eiskellern Frischmilch für die Kinder zu lagern.“ (SIEVEKING 1985, S. 20). Diese Umstände verbesserten das Leben der Reisenden deutlich, und die Reiselänge verkürzte sich um zwei Drittel (GELBERG 1973, S. 49).

Ein Auszug zweier Mindener Passagiere aus einem Brief⁸⁵, den sie am 3. Juni 1853 aus New York an Ihre Verwandten in Deutschland schickten, soll exemplarisch die leidvolle Seereise schildern:

Liebe theure Eltern und Geschwister

Vivat Amerika

(...) Wir fuhren erst, nachdem wir schon 8 Tage in der Sklaverei zugebracht hatten, am 9ten April aus dem Hafen ab und kamen am 2ten Juni in New-york an. (...) Es war nun in den Schiff eine Absperrung gemacht, diese trennt die verheirateten von den unverheirateten, auch wir wurden was uns sehr unangenehm war (...) getrennt. Wir bekamen zwischen ganz fremden Menschen den dunkelsten Platz im Schiffe. (...) Der Kapitän erhielt schon in den ersten Tagen wegen seiner Grobheit u. seines barschen Aussehens von uns den Namen Eisbär. Wohl möchten wir den lieben Gott bitten, daß er den Agenten die vielen Flüche und Verwünschungen, welche in dieser Zeit namentlich in den letzten Wochen unserer Reise von uns vor Hunger und Durst schmachtenden Paschesieren nachgerufen sind, nicht zu rechnen. Obgleich sie es nie verantworten können, hunderte von Menschen in solch Unglück zu stürzen. (...) Zum Glück hatten wir auf einige Tage zur Reise noch Brod, (...); wir bekamen erst am 11ten wieder Proviant, und wie wir staunten, als wir hörten, daß das Erhaltene für 8 Tage sein sollte. (...) Dies bestand aus ungefähr für die Person ¼ Pfd. Weizenmehl, 2 Loth Tee, ¼ Pfd. Zucker, ¼ Pfd. Reis, 4 Zwiebäcke, diese machten ungefähr für einen Sgr. Brod aus, statt des Fleisches bekamen wir ½ Pfd. Haverschrot, dies war so bitter, daß wir

84 In Bremen und Hamburg wurden die ersten Dampferlinien nach New York 1847 bzw. 1850 eingerichtet; diese Linien setzten sich allerdings nicht durch und wurden nur kurze Zeit später eingestellt. Erst 1857 wurde mit der Gründung der Norddeutschen Lloyd in Bremen eine dauerhafte, erfolgreiche Linie gegründet; in Hamburg folgten Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie (GELBERG, Auswanderung nach Übersee, S. 48f.).

85 Zum Niederdeutsch in Auswandererbriefen vgl. MACHA, Rückbindung und Neuanfang: Zur Schreibsprache deutscher Amerika-Auswanderer im 19. Jahrhundert, und WEBER, ... ich mus jetzt immer hochdeutsch sprechen, den hir können sie kein platdeutsch. WEBER stellt fest, daß die Auswandererbriefe im allgemeinen auf Hochdeutsch, der Schul- und Bildungssprache, verfaßt wurden. Die Rechtschreibung der meisten Briefe muß – im Gegensatz zum oben zitierten Auszug – jedoch als mangelhaft bezeichnet werden (S. 266f.).

erst, als uns um nicht zu verhungern weiter nichts übrig blieb, dasselbe in faulen Waßer ohne Schmalz u. Salz zu Brei kochten. Wie ihr Wißt und wie uns im Hafen von den Agenten auch noch gesagt wurde, sollten wir jeden Mittag etwas gekocht bekommen; auch dies fiel weg, (...), daß nun täglich in der Küche Schlägerei vorfiel könnt ihr leicht verstehen. (...) Ja liebe Eltern u. sonstige Leser unseres Briefes wer es nicht selbst erfahren hat, kann sich kein Begriff davon machen. (...)

Ihr werdet Euch nun wundern, das wir von Liverpool so rühmlich schrieben, doch dies thaten wir nur um Euch nicht zu beangstigen. Wir möchten Euch aber nun wohl bitten, es in einen öffentlichen Blade bekannt zu machen, wie die Behandlung über Liverpool ist und was die Agenten für schlechte Kerls sind, damit niemand aus unserer Heimat diese Fahrt wieder wählt, wenn er nicht in Gefahr schweben will durch die Gaunerei der Agenten zu verhungern oder von dem Schiffsvolke ermordet zu werden. (...)

Viele Grüße an alle Bekannte u. Verwandte.

In der Hoffnung daß ihr bald wieder schreiben werdet verbleiben wir Eure
Euch liebenden Kinder

F. Neitmann
A. Gauffres⁸⁶

Die totale Überfüllung der Schiffe und die hohe Sterblichkeit sollen an dieser Stelle nicht als Normalfall dargestellt werden, denn schließlich erreichten Millionen von Deutschen das amerikanische Festland lebendig und gesund.⁸⁷ Es sei jedoch unterstrichen, daß die Zustände während der langen Reise – vor allem für Zwischendeckspassagiere – keinesfalls als angenehm betrachtet werden konnten (vgl. auch ASSIG [1858], S. 231f.).

2.3.5 Das Reiseziel – die Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert

Als die Auswanderer nach wochenlanger Reise endlich ihren Zielhafen in den Vereinigten Staaten erreichten, blickten sie hoffnungsvoll in eine vielversprechende Zukunft, und die Strapazen der Überfahrt schienen vergessen: „Die Vereinigten Staaten waren nicht zuletzt deshalb Haupteinwanderungsland ge-

86 SCHORMANN, Drei Reiseberichte von Amerikaauswanderern aus den Jahren 1853/54, S. 34-39.

87 Nicht unerwähnt bleiben sollen hier die wenigen finanzkräftigen Auswanderer, die die 1. oder 2. Kajüte auf dem Oberdeck buchten, wo auch der Kapitän seine Kajüte hatte. Diese Auswanderer brauchten sich gewiß keine Sorgen um die Unterkunft und die Verpflegung zu machen (GELBERG, Auswanderung nach Übersee, S. 44).

worden, weil ihr vergleichsweise offenes System diesem Streben nach sozialem Aufstieg bessere Chancen bot.“ (BRETTEING 1982, S. 249)

Wie die USA zunächst die Einwanderung förderten und wie sich das neue Leben im fremden Land gestaltete, soll in den beiden folgenden Abschnitten erläutert werden.

2.3.5.1 Zur gesetzlichen Lage im Zielland

Die Vereinigten Staaten zeigten sich nach Beendigung der Napoleonischen Kriege in Europa im Hinblick auf die Einreisebestimmungen sehr großzügig. Die Passagiergesetze von 1819 und 1855 sahen den Schutz der Auswanderer vor und galten als „wegweisend in der Gesetzgebung“ (RIECHMANN 1993, S. 60).

Die Verordnung von 1819 legte fest, daß pro fünf Tonnen Gewicht nicht mehr als zwei Passagiere zugelassen werden durften.⁸⁸ Außerdem mußte der Kapitän eine Passagierliste führen, auf der er die Namen, die Berufe, das Alter, die Herkunft und das Zielland der Auswanderer eintragen mußte.⁸⁹

Der *Act to Encourage Immigration* aus dem Jahre 1864 war ein Versuch, die durch den Bürgerkrieg verursachte Rezession mit ausländischen Arbeitskräften zu stoppen und für eine Ankurbelung der amerikanischen Wirtschaft zu sorgen (vgl. 2.3.3). Den reisewilligen Arbeitskräften wurden die Überfahrtkosten vorgeschossen, und sie hatten ein Jahr Zeit, diese Summe vom Arbeitslohn zurückzuzahlen. Dieses Gesetz wurde 1868, nach unüberbrückbaren Dissonanzen zwischen der Bundesregierung in Washington und den Einzelstaaten allerdings widerrufen (RIECHMANN 1993, S. 62).

In den 1880er Jahren mußte man eingestehen, daß sich die Hoffnungen auf einen volkswirtschaftlichen Aufschwung nicht erfüllt hatten. Nachdem Millionen von ausländischen Arbeitern eingewandert waren, herrschte nun eher ein Überschuß an Arbeitskräften. Folglich setzte man 1882 fest, daß für jeden Einwanderer eine Kopfsteuer von 50 Cents zu entrichten sei. 1891 beschloß der Kongreß, Geisteskranken, Trägern ansteckender Krankheiten, Sträflingen, Vorbestraften und pekuniär Minderbemittelten die Einreise zu verweigern (HEIDEKING 1999, S. 200). In mehreren weiteren Gesetzen wurden die Einreisebestimmungen bis 1917 weiter verschärft.

88 Da es zu dieser Zeit erst wenige Auswanderungswillige gab, mußten diese auf Frachtschiffen transportiert werden.

89 Möglich wäre, daß der Durchführung dieser Maßnahmen spätestens bei der ersten Auswanderungswelle seit Mitte der 40er Jahre durch den plötzlichen Massenandrang Auswanderungswilliger nicht mehr sorgfältig nachgekommen werden konnte. Diese Annahme ließ sich bisher allerdings nicht verifizieren.

2.3.5.2 Das Leben in der „Neuen Welt“

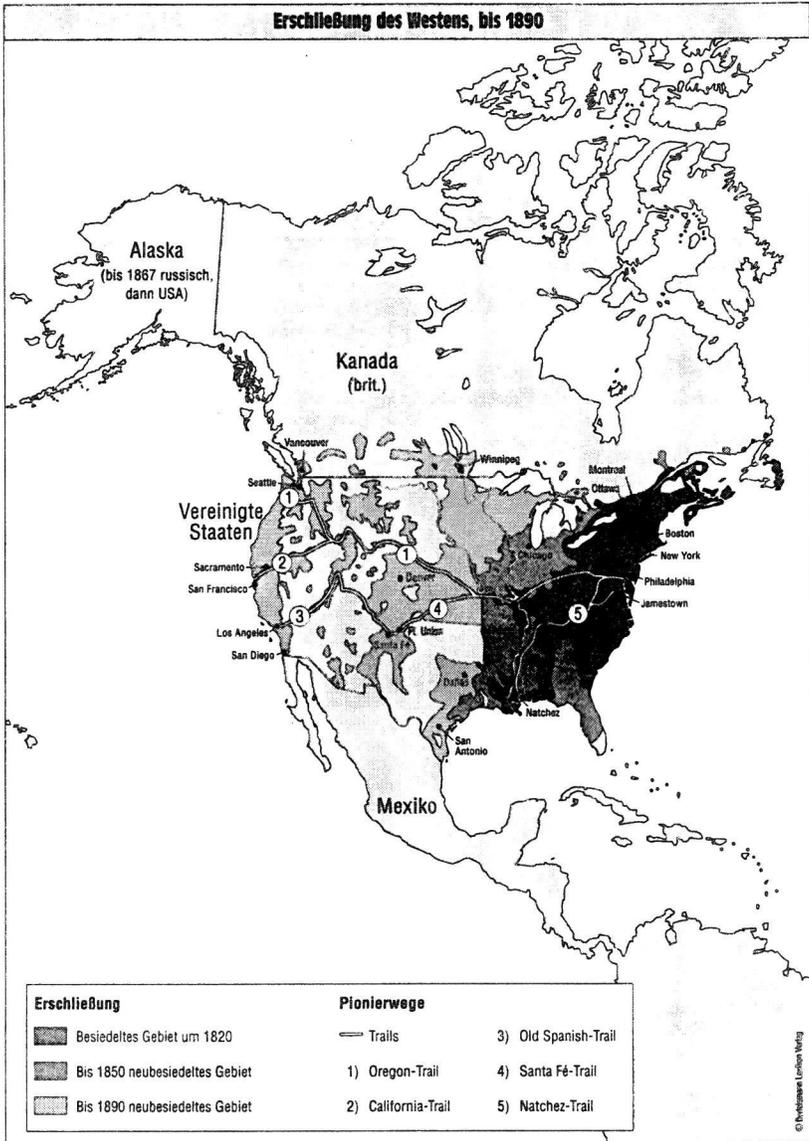


Abb. 13: Die Erschließung des Westens bis 1890 (STEILBERG; FLEMMING 1998, S. 57)

Das von den Deutschen bevorzugte Reiseziel, die „Neue Welt“⁹⁰, war der Mittlere Westen der USA (vgl. 2.3.4):

Für Illinois wurde das County St. Clair, eines der fruchtbarsten des ganzen Staates, und unmittelbar der Stadt St. Louis gegenüber, ein Sammelpunkt der deutschen westlichen Einwanderung. Schon im Jahre 1818 waren einige schweizerische Familien aus Aarau eingewandert. (...) 1832 folgte eine Anzahl Landbebauer aus Hessen-Darmstadt, welche sich auf einer schönen Hügelkette, die sich von Belleville aus nach Südosten erstreckt (Turkey Hill), ansiedelten und dort namentlich durch Weizenanbau, in dem sie ihren amerikanischen Nachbarn vorleuchteten, meist nicht nur wohlhabende, sondern reiche Leute geworden sind.⁹¹

Der Familien- und Dorfverband mit eigenen Schulen, Kirchengemeinden und der gemeinsamen Sprache schaffte die Basis für einen Neuanfang der deutschen Siedler. Nur relativ wenige deutsche Auswanderer schafften jedoch einen raschen beruflichen und finanziellen Erfolg, denn der Aufbau einer neuen Existenz gestaltete sich als äußerst hart und entbehrungsreich, und der langanhaltende Erfolg konnte niemandem garantiert werden (SCHÜTTE 1994, S. 43). Wer ein Erbe antrat oder in eine deutsch-amerikanische Farmersfamilie einheiratete, oder wer ein wenig Startkapital aus der Auflösung des Besitzes im Herkunftsland (vgl. 2.3.4) in die Neue Welt mitbrachte, hatte die Chance auf einen kleinen Farmbesitz. Den anderen blieb meist nur die Möglichkeit, den Lebensunterhalt als Lohnarbeiter zu verdienen oder sich eine Stelle auf den expandierenden städtischen Arbeitsmärkten zu suchen.⁹²

In den 1830er Jahren ließen sich viele deutsche Siedler dicht hinter der Siedlungsgrenze, der *frontier*, nieder (STROTDREES 1996, S. 169), denn dort war das Land am günstigsten oder sogar frei (vgl. 2.3.2.1). Die Siedler konnten Land bei den Landbesitzern direkt, bei spekulativen Vermittlern oder über das U. S. General Land Office kaufen (MENKE 1995, S. 40). Um preisgünstiges Agrarland erwerben zu können, wurde die Siedlungsgrenze immer weiter verschoben, je mehr Einwanderer sich niederließen (vgl. Abb. 13): „Es gibt daher die Regel,

90 Die Bezeichnung „Neue Welt“ für Amerika findet sich schon in dem Spruchband an dem Wappen, welches Kolumbus 1493 von seinem Freund König Ferdinand V. erhalten hatte („Nuevo Mundo“) (HOLLANDER, Eva v., Fremdwörter Lexikon. Hamburg 1990, S. 479).

91 KÖRNER, Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1818-1848 [1880], S. 245.

92 Zur Arbeitssituation der Farmer, Arbeiter und weiblichen Immigranten vgl. HELBICH et al., Briefe aus Amerika, S. 55-64; 275-285; 493-500.

daß die deutschen Siedler um so weiter westlich konzentriert waren, je später die Auswanderung aus einem bestimmten Gebiet Deutschlands eingesetzt hat.“ (KAMPHOEFNER 1982, S. 88)

The earliest settlers could buy a minimum of 40 acres for \$ 1.25 per acre. Some simply assumed the role of squatters and began occupying unsurveyed government land. Later these squatters were given preference in the purchase of the land which they had begun to develop. In 1862, the Homestead Act which would give settlers 160 acres of land providing they would occupy it and build a home on it, lured some German immigrants to the tall grass prairies of Kansas and Nebraska. By the 1800's in eastern Missouri, most of the more productive river and creek bottom land had already been claimed. Thus the German immigrants were often forced to buy less desirable hill land further inland from the river plains.⁹³

Mit harter Arbeit wurde das Land gerodet und bebaubar gemacht. Nachdem die Einwanderer Holz für Blockhütten beschafft hatten, konnten sie ihre neuen Familienunterkünfte bauen; dabei half ein Siedler dem anderen⁹⁴: „(...) these German transplants had a strong sense of community interdependence and would readily come to each other's aid when a new family needed assistance.“ (MENKE 1995, S. 42)

Die Siedler legten einen gemeinsamen Brunnen an, und es folgten der Bau einer Kirche⁹⁵ und einer Schule⁹⁶. Die so entstandenen Ortschaften bekamen – als Erinnerung an die alte Heimat – häufig deutsche Namen (vgl. Abb. 14) (KAMPHOEFNER 1984, S. 335): „New Melle, named after a village just 20 miles east of Tecklenburg, attracted (...) a concentration from „old“ Melle that natives

93 MENKE, From County Ravensberg to Miller's Landing, p. 40f.

94 Eine Detailbeschreibung der ersten primitiven Siedlerhäuser findet sich bei BRAUER; GOOSEN, Hier Snackt Wi Platt, pp. 47-50.

95 Zu kirchlichen Institutionen und ihren Aktivitäten vgl. SCHWARTZKOPFF, Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten, S. 23f. und BRAUER; GOOSEN, Hier Snackt Wi Platt, pp. 65-83.

96 Zur Organisation der ersten Schulen und dem Schulalltag vgl. BRAUER; GOOSEN, Hier Snackt Wi Platt, pp. 85-93 und KLOSS, Die deutschamerikanische Schule, S. 145-161.

of Hannover⁹⁷ made up 70 percent of the Germans in Callaway Township.“ (KAMPHOEFNER 1987, S. 202) (vgl. 2.3.2.4 und Anm. 111)⁹⁸

Das Zusammenleben der westfälischen Siedler war auch in ihrer neuen Heimat westfälisch geprägt:

Man kennt sich noch aus den Herkunftsdörfern, man ist gleicher Konfession, man heiratet untereinander, Nachbarn von einst wohnen auch hier nebeneinander, einheimische Bräuche und Lebensgewohnheiten werden ebenfalls „importiert“, und vor allem; man redet eine gemeinsame Sprache, das Plattdeutsche.⁹⁹

Das Bündel an Wertvorstellungen und Verhaltensweisen, das die Einwanderer mit in die Vereinigten Staaten nahmen und deren Geschichte dadurch prägte, kann als *cultural baggage* (AENGENVOORT 1999, S. 11) bezeichnet werden.¹⁰⁰

Die Bauern bauten wie in ihrer alten Heimat Kartoffeln und Weizen an, obwohl sich Weizen nicht besonders gut für Rodeland eignete. „Welschkorn“ bzw. „Türkischer Weizen“ (STROTDREES 1996, S. 171), wie die Maispflanzen genannt wurden, lernten die Deutschen erst in den USA kennen. Mais war leicht anzubauen, wuchs auch auf halbgerodetem Land prächtig und brachte gute Erträge. Aus diesem Grund wurde er von den westfälischen Bauern schnell geschätzt und schließlich häufig angebaut.

97 Gemeint ist das Königreich Hannover.

98 Wer nicht in den ländlichen Gebieten siedelte sondern in Städten wie New York blieb, sah sich dagegen eher dem Problem des Fremdseins gegenübergestellt. Für die meisten Auswanderer war die Großstadterfahrung ebenso neu wie die Landessitten, die amerikanischen Wertvorstellungen und nicht zuletzt die Sprache. Dieser Umstand isolierte sie mehr als die englischen oder irischen Auswanderer von der amerikanischen Umgebung; Verunsicherung und eine gewisse Hilflosigkeit waren die Folgen. Aus diesem Grund bildeten sich auch in der Stadt allmählich deutsche Wohnviertel, *Little Germanies*, *Dutchtown* (durch die häufige Verwechslung von „dutch“ mit „deutsch“, vgl. Anm. 139) oder *Kleindeutschland* genannt (BRETTEING, Die Konfrontation der deutschen Einwanderer mit der amerikanischen Wirklichkeit in New York City im 19. und 20. Jahrhundert, S. 249). Die Amerikanern waren diesen Vierteln nicht wohlgesonnen; man warf den Deutschen *clannishness* und fehlende Assimilationsbereitschaft vor, was zu Spannungen führte (BRETTEING, Die Konfrontation der deutschen Einwanderer mit der amerikanischen Wirklichkeit in New York City im 19. und 20. Jahrhundert, S. 251f.). Vor allem der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg führte zu einer „antideutschen Hysterie“ (BRETTEING, Die Konfrontation der deutschen Einwanderer mit der amerikanischen Wirklichkeit in New York City im 19. und 20. Jahrhundert, S. 257).

99 STROTDREES, *Fremde in Westfalen – Westfalen in der Fremde: zur Geschichte der Ein- und Auswanderung von 1200 bis 1950*, S. 170.

100 Zur Assimilationsfrage und Einwanderungsdiskussion vgl. ADAMS, *Die Assimilationsfrage in der amerikanischen Einwanderungsdiskussion 1890-1930*, S. 300-304, 314ff.



Abb. 14: Karte von Orten mit deutschen Namen im amerikanischen Mittelwesten (RIECHMANN 1993, S. 218)

Durch die guten Ernteerträge konnte sich so mancher Kleinbauer oder ehemaliger Heuerling einen bescheidenen Besitz erarbeiten und etwas Vieh halten, was er als ungeheuren Aufstieg und Erfolg betrachten mußte, da er vor der Auswanderung meist weder Land noch Vieh besessen hatte (vgl. 2.3.2.1).

Die Vereinigten Staaten galten als das „Land des *self-made man*“ (BRETTING 1988, S. 65) oder „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“, ein Bild, das von Ludwig Max Goldberger 1903 entworfen und bis heute oft gewählt wurde.¹⁰¹

Landbesitz für jeden bei großer Fruchtbarkeit des Bodens, Gleichheit für alle, politische und religiöse Freiheit, soziale Durchlässigkeit des gesellschaftlichen Systems – all dies hatte sich dann zu dem im 19. Jahrhundert vorherrschenden Bild (...) verbunden, in dem selbst die Ausbeutung der Einwandererarbeit sich vorteilhaft von der Ausbeutung in den feudalen Herrschaftssystemen Europas unterschied. Die gesamte (...) deutschsprachige Amerikaliteratur (...) entstand auf dem Hintergrund dieses Mythos.¹⁰²

Die 1886 im Hafen von New York eingeweihte Freiheitsstatue des Künstlers Frédéric Auguste Bartholdy sollte die amerikanische Offenheit symbolisieren, den armen, unterdrückten und ausgestoßenen Menschen dieser Welt eine Zuflucht zu bieten.¹⁰³

101 GOLDBERGER, Ludwig Max, Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Beobachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin et al. 1903.

102 BRETTING, Deutschsprachige Auswandererliteratur im 19. Jahrhundert: Information oder Spiegel der Träume?, S. 64.

103 Das unterstreicht das im Inneren des Sockels der Statue eingravierte Gedicht „The New Colossus“ der jüdischen Einwanderin Emma Lazarus (HEIDEKING, Geschichte der USA, S. 200):

„Give me your tired, your poor,
 Your huddled masses
 Yearning to breathe free,
 The wretched refuse
 Of your teeming shore,
 Send these, the homeless,
 Tempest-tossed, to me:
 I lift my lamp
 Besides the golden door.“

2.3.6 Die Rückwanderung und ihre Gründe

„Die Zahl der Rückwanderer wird im allgemeinen unterschätzt, weil die Rückkehr im Schatten der Auswanderung stand.“ (KAMMEIER 1983, S. 214)

ENGELSING stellt fest, daß sich um 1850 etwa vier bis sechs Rückwanderer in Bremen einfanden. Seitdem nahm der Rückreiseverkehr ständig zu (ENGELSING 1961, S. 174). WENNING geht davon aus, daß „Hunderttausende“ deutsche Einwanderer Nordamerika wieder verließen (WENNING 1996, S. 74). Als Quellen dienen Passagierlisten und Geschäftsberichte der Schiffahrtsgesellschaften des Norddeutschen Lloyd in Bremen ab 1868 und der HAPAG (Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft) in Hamburg ab 1854. Leider geben diese weder Auskünfte darüber, ob es sich bei den Passagieren um Auswanderer, Rückwanderer, Reisende oder Gelegenheitsarbeiter handelte, noch welcher Nationalität die Einzelnen angehörten, deshalb sind die genannten Quellen unter Vorbehalt zu betrachten (GRETHER; SCHEUERMANN 1985, S. 215). MOLTSMANN schätzt, daß zwischen 1820 und 1914 etwa 550.000 Auswanderer, also ungefähr 10 %, in ihre alte deutsche Heimat zurückgingen (MOLTSMANN 1980, S. 382).

Da die Rückkehrer, *birds of passage* genannt (RIECHMANN 1993, S. 295), in ihren Anträgen auf Wiederaufnahme in den preußischen Staatsverband selten ihre Motive angaben, kann man nur spekulieren, warum sie die USA wieder verließen.¹⁰⁴

Es kann davon ausgegangen werden, daß nicht wenige enttäuschte Auswanderer, deren Erwartungen von der Neuen Welt sich nicht erfüllt hatten, zurück in ihre alte Heimat fuhren. Bei einigen mag vielleicht Heimweh eine Rolle gespielt haben. Das Verhältnis der Push- und Pull-Faktoren hatte sich bei diesen Menschen umgekehrt (vgl. 2.3): die Pullfaktoren waren nun in der alten Heimat anzusiedeln, und die Push-Faktoren im Auswanderungsland; hierzu zählten z. B. amerikanische Wirtschaftskrisen wie 1857 oder *Postwar Depressions* Mitte der 1860er und Mitte der 1870er Jahre (MOLTSMANN 1980, S. 386).

Aus welchen Gruppen sich die Rückwanderer zusammensetzten, läßt sich heute nicht eindeutig rekonstruieren. ENGELSING geht davon aus, daß die Hälfte der Rückreisenden im Jahre 1856 Besuchs- und Geschäftsreisende waren. Die

104 MOLTSMANN erläutert den Begriff Rückwanderer wie folgt (MOLTSMANN, *American-German Return Migration in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries*, p. 380): „Only those should be counted as remigrants who had the definite intention to resettle permanently in Germany, not German-Americans returning for visits, business purposes, or as tourists. (...) This is a very rough definition, not completely satisfying. A visitor may stay forever; a remigrant may emigrate again. However, there seems to be no better solution to the problem of definition than the one given.“

andere Hälfte setzte sich zusammen aus „Amerikamüden“ (ENGELSING 1961, S. 176)¹⁰⁵, Armen und Gescheiterten. Schwierigkeiten bei der Assimilierung in die amerikanische Gesellschaft dürften zum Teil ausschlaggebend gewesen sein (WENNING 1996, S. 74). Auf der anderen Seite kamen aber auch viele erfolgreiche Menschen zurück, um das Vermögen, das sie in den USA erworben hatten, in ihrer alten Heimat anzulegen oder um sich dort zur Ruhe zu setzen (ENGELSING 1961, S. 176). So wurden sie „(...) im Kreise der Bevölkerung ihrer alten und neuen Heimat zu einem wertvollen Ferment des sozialen und wirtschaftlichen Lebens.“ (ENGELSING 1961, S. 177) Ferner sind politische Auswanderer, die nach einiger Zeit wieder zurückkehrten und ihre politische oder publizistische Arbeit fortsetzten, zu nennen (WENNING 1996, S. 74). Möglich wäre auch, daß ein Teil der Wanderer durch „Wiederholer“ (THISTLETHWAITE 1972, S. 331) repräsentiert wurde, für die eine temporäre Umsiedlung eine gängige Praxis war (z. B. die transatlantische Arbeitsauswanderung, vgl. KAMPHOEFNER 1988, S. 292). SCHNIEDEWIND stellt heraus, daß häufig Kaufleute, Verkäufer, Handwerker, Gastwirte und Händler hin- und herpendelten, weil sich dadurch ihre Profite steigerten (SCHNIEDEWIND 1995, S. 332-345). Für Geschäftsleute war die Einrichtung der Dampfschiffahrt besonders lohnend, denn nun konnten sie schnellstmöglich von Kontinent zu Kontinent reisen. Ein Auslandsaufenthalt galt als Zusatzqualifikation auf dem Arbeitsmarkt, und man konnte Geschäftskontakte herstellen oder ausbauen. Der Zeitraum des Aufenthaltes in Nordamerika war unterschiedlich: er konnte von wenigen Monaten bis zu einem halben Jahrhundert dauern. Mehr als die Hälfte der Rückwanderer war ein bis fünf Jahre in den Vereinigten Staaten geblieben. Vor allem größere Familien blieben nicht selten 20 oder 30 Jahre, wohingegen die persönliche und finanzielle Flexibilität der Einzelauswanderer deren kürzere Verweildauer erklären könnte. Schließlich muß auch beachtet werden, daß „(...) eine zurückgekehrte Familie in der Heimat größeren Blamagen und schmähhlicherem Gespött ausgesetzt war als etwa Einzelrückwanderer“ (RIECHMANN 1993, S. 303). Heimkehrende Familien galten als „in der Neuen Welt gescheiterte Existenzen“; man attestierte einzelnen Heimkehrern dagegen noch „einen gewissen Pioniergeist und eine Portion Abenteuerlust“ (RIECHMANN 1993, S. 303).

105 Vgl. den sehr bekannten Tendenzroman Kürbergers, der die zeitgenössische Amerikakritik widerspiegelt: KÖRNBERGER, Ferdinand, *Der Amerika-Müde: Amerikanisches Kulturbild*. Frankfurt am Main 1855. Zu Auswandererdichtungen und -erzählungen vgl. MOLTSMANN, Auswanderungsforschung als interdisziplinäre Aufgabe, S. 12f.

3 Zur Theorie der Sprachinselforschung

Nachdem in Abschnitt 1 dieser Publikation die Auswanderer selbst, d. h. die erste Generation der deutschstämmigen Migranten im Blickpunkt des Interesses standen, soll in Abschnitt 2 nun zu den Folgegenerationen übergeleitet werden. Die noch heute in den USA lebenden niederdeutschsprechenden Auswanderer-Nachfahren setzen sich meist aus der dritten, vierten und z. T. fünften Folgegeneration zusammen. Gebiete mit einem hohem Anteil an Niederdeutsch-Sprechern kann man als *niederdeutsche Sprachinseln* bezeichnen: „Das Bild der Insel impliziert ein *Territorium* und die *Wesensverschiedenheit* vom umgebenden Meer, als Teil des Festlandsockels oder als Rest eines versunkenen Festlands.“ (STÖLTING-RICHERT 1994, S. 179) Der Terminus Sprachinsel, wörtlich genommen, verkörpert also die Vorstellung von einer Gemeinschaft inmitten einer „fremdartigen“ Umgebung. Als Einstieg soll zunächst der Begriff Sprachinsel durch die Betrachtung verschiedener Aspekte näher beleuchtet und definiert werden.

Die Größe einer Sprachgemeinschaft bestimmt im allgemeinen, ob man von „Sprachinsel“ sprechen kann oder nicht. MATTHEIER stellt fest, daß „Einzelne oder im Familienverband lebende Einwanderer (...) keine Sprachinsel [bilden]“, daß allerdings „schon sippenweise, straßen- und stadtviertelweise oder dorfweise siedelnde Gruppen (...) Sprachinselcharakter aufweisen [können]“ (MATTHEIER 1994a, S. 107). Eine spezifischere Definition findet sich bei WIESINGER:

Sprachinseln sind punktuell oder flächenhaft auftretende, relativ kleine geschlossene Sprach- und Siedlungsgemeinschaften in einem anderssprachigen, relativ größeren Gebiet. Unter linguistischen Aspekten unterscheidet man je nach der umgebenden Kontaktsprache Außensprachinseln im fremdsprachigen und Binnensprachinseln¹⁰⁶ im abweichend-dialektalen eigensprachigen Gebiet.¹⁰⁷

WIESINGER stellt fest, daß die Sprachinseln ihren Ursprung hatten in „einmalige[m] oder zeitlich gestufte[m] mehrmalige[m] Einzug kleinerer oder größerer binnenländischer Bevölkerungsgruppen gleicher oder verschiedener dialektaler Herkunft“, die in „bislang gar nicht oder nur schwach besiedelte, anders-

106 HUTTERER schlägt die Termini *Dialektinsel* oder *Mundartinsel* für den Begriff *Binnensprachinsel* vor (Dialekte als „Subsysteme in einer nur dialektal andersartigen Umgebung des eigenen sprachlichen Gesamtsystems“) (HUTTERER, Sprachinselforschung als Prüfstand für dialektologische Arbeitsprinzipien, S. 178).

107 WIESINGER, Deutsche Sprachinseln, S. 491.

sprachige Gebiete“ gezogen waren (WIESINGER 1980, S. 491). Die niederdeutschen Sprachinseln in den USA sind demgemäß als *Außensprachinseln* zu bezeichnen, die durch den Einzug größerer Migrantengruppen aus dem gesamtdeutschen Gebiet im 19. Jahrhundert entstanden sind. HUTTERER ergänzt zum Begriff „Sprachinsel“ folgenden Aspekt:

Eine Sprachinsel ist gleichzeitig Enklave (in Bezug auf den Staat bzw. die Nationalsprache(n) des Staates, dem sie räumlich politisch angehört) und Exklave (in Bezug auf den Staat bzw. die Staaten und dessen/deren Nationalsprache, dem bzw. denen sie ethnisch, sprachlich und – mindestens zum Teil – auch kulturell in genetischer Hinsicht zuzuordnen ist).¹⁰⁸

Auch MATTHEIER spricht für die „differentia specifica“ den Aspekt der räumlichen Trennung der Sprachinsel von ihrem Hauptgebiet, dem Sprachmutterland, an (MATTHEIER 1994a, S. 111). Die ethnische Rückbindung an dieses ermöglicht eine länger andauernde ethnische Identität.

Linguistisch terminiert ist die Sprachinselforschung ein fester Teil der Dialektologie und der allgemeinen Sprachwissenschaft (HUTTERER 1982, S. 179). HUTTERER erläutert weiter, daß „Sprachinsel“ jedoch nicht nur linguistisch zu betrachten sei sondern als „Sammelbegriff sämtlicher Lebensäußerungen der in einer Sprachinsel zusammengefaßten Gemeinschaft“ (HUTTERER 1982, S. 178). MATTHEIER vertritt die These, Sprachinseln müßten auch verstärkt unter soziolinguistischen Bedingungen betrachtet werden (MATTHEIER 1994b, S. 333-346).

Ein charakteristisches Merkmal jeder Sprachinsel ist die *Überdachung* durch eine anderssprachige, die Sprachinsel umgebende Mehrheit. Diese genießt in der Gesellschaft ein höheres Prestige und bekommt dadurch eine übermächtige Rolle zugewiesen (DOMASCHNEW 1994, S. 165). Die Überdachung trägt im Fall der niederdeutschen Sprachinseln in den USA dazu bei, daß die Inselmundart durch das Amerikanische Englisch als überdachende nichtmuttersprachliche Hochsprache und weniger durch die standarddeutsche Hochsprache beeinflusst wurde bzw. wird.

KLEIN erörtert den positiven Aspekt der sprachlichen Isolation von Sprachinseln:

Daher zeigen sich sprachliche Entwicklungsvorgänge wie in einer Retorte. Sonst undurchsichtige Sprachvorgänge lassen sich wie bei einem Experiment beobachten. Sprachmischung, Sprachausgleich, Sprachwan-

108 HUTTERER, Sprachinselforschung als Prüfstand für dialektologische Arbeitsprinzipien, S. 178.

del innerer und äußerer Art gehen vor unseren Ohren und Augen vor sich.¹⁰⁹

Die Sprachinselforschung mit einem „Retortenexperiment“ zu vergleichen erscheint zunächst wenig passend.¹¹⁰ Der Vergleich soll jedoch verdeutlichen, daß Sprachinseln durch ihre meist geschlossenen Siedlungsräume leicht von der Umgebung abgrenzbar sind und diese homogenen Sprachgemeinschaften daher sehr gut isoliert betrachtet werden können, vor allem im Vergleich mit ihrer anderssprachigen Umgebung.¹¹¹ Besonders die USA als *melting pot* sind besonders geeignet, um Sprachkontakthänomene zu untersuchen (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 150) (vgl. 3.1).

3.1 Besonderheiten von Sprachkontaktsituationen

Sprachkontaktsituationen entstehen durch Koexistenz mehrerer Sprachen in geographischer Nachbarschaft aus der Notwendigkeit heraus, situationsspezifische Außenkontakte zur anderssprachigen Mehrheit zu knüpfen. Diese Notwendigkeit wird durch einen allgemeine Assimilierungsdruck verstärkt.

Sieht man Sprachkontakt als „Aspekt eines umfassenderen kulturellen Kontaktes“ (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 150), dann sind sprachliche Veränderungen Teil eines kulturellen Wandels bzw. eines allgemeinen Akkulturationsprozesses.

Für die niederdeutschen Sprachinseln in Nordamerika heute ergibt sich aus dem Sprachkontakt eine gänzlich neue Sprachvarietät: das *American Low German* (WIRRER 1998a, S. 213), ein Niederdeutsch mit hohen Anteilen aus dem US-amerikanischen Englisch.¹¹²

109 KLEIN, Hochsprache und Mundart in den deutschen Sprachinseln, S. 193.

110 Laut Duden Fremdwörterbuch bezeichnet man als „Retorte“ entweder ein Labordestillationsgefäß aus Glas oder einen zylindrischen oder flachen langen Behälter in der chemischen Industrie. Umgangssprachlich bedeutet „aus der Retorte“ auf künstliche Weise hergestellt oder geschaffen. (Duden Fremdwörterbuch, hg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Augsburg 1999, S. 706.) Bei Sprachinseln handelt es sich jedoch nicht um künstlich erschaffene, im voraus geplante Siedlungen, die zur Beobachtung freigegeben werden wie in einem Labor, sondern um situative, aus der Not heraus entstandene Ansammlungen von Trägern einer Sprache in einer anderssprachigen Umgebung (vgl. 2.3.3).

111 Vor allem Toponyme wie New Melle, New Hanover, Bremen etc. können auch heute noch auf solche Sprachgemeinschaften hindeuten (WIRRER, New Haven, MO 63068 – 33829 Borgholzhausen: Niederdeutsche Sprachinseln in Illinois und Missouri, S. 209) (vgl. 2.3.2.4).

112 Bei REED findet sich der Begriff *American Colonial German* (REED, *The Dialectology of American Colonial German*, p. 3). Diese recht unspezifische Bezeichnung impliziert allerdings nicht notwendigerweise die niederdeutsche Variante, die hier im Mittelpunkt stehen soll.

3.1.1 Linguistische Phänomene

Linguistische Sprachkontakthänomene können sowohl mikro- als auch makro-linguistische Auswirkungen implizieren. Mikrolinguistische Veränderungen werden vor allem deutlich in der Beeinflussung des Lexikons (z. B. durch die Einführung von Fremdwörtern, das Entstehen von Lehnwörtern und Lehnübersetzungen oder die Bildung neuer Lexeme aus fremdsprachlichen Morphemen). Makrolinguistische Veränderungen zeigen sich z. B. in der partiellen oder vollständigen Aufgabe der Sprache (d. h. in einzelnen Domänen) oder auch im Aufbau verschiedener kommunikativer Netzwerke mit jeweils einer dominanten Sprache (WIRRER 1999b, S. 379f.; vgl. auch WIESINGER 1980, S. 493f.).

SCHWARTZKOPFF unterscheidet drei Grundtypen sprachlicher Mischung: a) sprachliche Anpassung an die mehrheitliche Sprechweise ohne völligen Ausgleich zwischen den Varianten; b) echten Sprachausgleich zu einer neuen Ausgleichssprache (*Koiné*); c) Sprachumbruch, d. h. eine völlige Assimilierung einer Sprache an eine zweite. Der Übergang zu einer anderen Sprache kann auch als *Language Shift* oder *Sprachumstellung* bezeichnet werden (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 151) (vgl. 3.1.2.3).

Werden Sprecher im Alltag mit zwei Sprachen konfrontiert, produzieren sie häufig *Interferenzen*. Diese Entlehnungen bezeichnen den Vorgang der Übernahme eines sprachlichen Ausdrucks aus der Fremd- in die Muttersprache. Wird dieser bewußt gewählt, bezeichnet man ihn als *switching*, wurde er unbewußt benutzt, spricht man von *borrowing* (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 151). Interferenzen gibt es u. a. im phonetischen Bereich (Akzent), im grammatischen (Übernahme von Satzstrukturen) und im lexikalischen Bereich (Lehnwörter).

In den Sprachinseln Nordamerikas blieb die phonetische und grammatische Struktur des Niederdeutschen meist relativ lange erhalten; das Lexikon wurde dagegen – vor allem im administrativen und weniger im häuslichen und religiösen Bereich – rasch mit englischem Vokabular erweitert.¹¹³

3.1.2 Individuelle und soziale Phänomene

Welche sprecherspezifischen Merkmale lassen sich feststellen? Wie sich eine Sprachumstellung von einer Sprache zu einer anderen innerhalb der Sprachgemeinschaft darstellt, soll im folgenden betrachtet werden.

¹¹³ Vgl. WIRRER, Low German („Platdeutsch“) in Illinois and Missouri. A preliminary report. Spenge 1998 (unveröffentlicht).

3.1.2.1 Bilingualismus und Diglossie

Die meisten deutschen Migranten des 19. Jahrhunderts waren monolingual niederdeutsch aufgewachsen und hatten die englische Sprache bis zum Zeitpunkt der Auswanderung nicht erlernt. Sofern die Auswanderer als Eltern beim Niederdeutschen blieben, wuchsen ihre Kinder durch die Integration in die englischsprachige Umgebung bilingual auf (oder multilingual, wenn neben Niederdeutsch auch Standarddeutsch gesprochen wurde (WEBER 1995, S. 278)).

Bilingualismus im allgemeinen bezeichnet die Fähigkeit, sich in zwei Sprachen auszudrücken.

Zwei oder mehr Sprachen [werden] als miteinander in Kontakt stehend bezeichnet, wenn sie von einunddenselben Personen abwechselnd gebraucht werden. Die die Sprachen gebrauchenden Individuen sind somit der Ort, an dem der Kontakt stattfindet. Die Praxis, abwechselnd zwei Sprachen zu gebrauchen, soll Zweisprachigkeit heißen, die an solcher Praxis beteiligten Personen werden zweisprachig genannt.¹¹⁴

Versucht man den Begriff näher zu definieren, ergeben sich verschiedene Einteilungen:

a) Man spricht von *compound bilingualism* oder *kombiniertem Bilingualismus*, wenn ein und derselbe Begriff durch je ein Wort in beiden Sprachen ausgedrückt wird. Eine solche Variante entsteht, wenn eine Zweitsprache über die Muttersprache gelernt wird (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 153). Sie kam häufig bei den im 19. Jahrhundert ausgewanderten Immigranten vor (1. Generation).

b) *Co-ordinate bilingualism* oder *koordinierter Bilingualismus* liegt vor, wenn bereits zwei sprachenspezifische Begriffe zugrunde liegen und der Sprecher die Zeichen der beiden Sprachen mit unterschiedlichen Inhalten assoziiert: „Jedes Wort hat – getrennt – seine eigene Bedeutungsrepräsentation.“ (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 153) Diese Variante des Bilingualismus kam vor allem bei den Immigrantenkindern vor (2. und 3. Generation), die Niederdeutsch und Englisch getrennt voneinander in verschiedenen Situationen gelernt haben.

Die nachfolgenden Entwicklungsstadien gehen auf J. A. Fishman zurück.

114 WEINREICH, Uriel, Sprachen im Kontakt. Ergebnisse und Perspektiven der Zweisprachigkeitsforschung. München 1977, S. 15. Zitiert nach DITTMAR, Grundlagen der Soziolinguistik, S. 42.

1. Stadium: „compound bilingualism“. Wenn die Immigranten ankommen, lernen sie die englischen Wörter, die sie für bestimmte Bereiche benötigen, über ihre Muttersprache.
2. Stadium: „compound bilingualism“. Jetzt können die Immigranten schon besser Englisch und benutzen wahlweise Englisch oder Deutsch [bzw. Niederdeutsch, A. J.] in denselben Situationen. Das Englische ist über die Muttersprache gelernt worden, es entstehen daher viele Interferenzen.
3. Stadium: „co-ordinate bilingualism“. Während der Kindheit der ersten in Amerika geborenen Generation gibt es eine hohe Anzahl von Bilingualen. Die Sprachen funktionieren unabhängig voneinander und werden in denselben Situationen abwechselnd verwendet.
4. Stadium: „co-ordinate bilingualism“. Die Muttersprache wird nur noch im privaten Bereich benutzt. Die Sprachen funktionieren unabhängig voneinander, Interferenzen nehmen ab.¹¹⁵

GROTHE beschreibt 1932 die zweite Auswanderergeneration, die – bezogen auf obige Kategorien – in die 3. Kategorie („co-ordinate bilingualism“) einzuordnen wäre.

Gerade die Muttersprache hat eine hohe Zahl der Deutschamerikaner aufgegeben. (...)

Ganz besonders verfällt die zweite Generation der Aufsaugung durch die Umwelt. Die Eltern haben wohl Englisch gelernt, aber sie sprechen es doch nicht so, daß diese Sprache ihnen ein innerliches Bedürfnis ist. Anders bei den Kindern. In der Schule, auf der Straße, im Verkehr wächst diesen die englische Sprache als neues natürliches Kleid von selbst zu. Englische Worte und Begriffe mischen sich in die deutschen. Die Nachkommen der Deutschen sehen, wie das Landeskind amerikanischer Prägung sich als höherklassig ansieht und oft dem Fremdbürtigen gegenüber den Vorzug gewährt. So schämt sich der, so nicht festen Charakters ist und im Elternhause Hort und Pflege für Muttersprache und Deutschbewußtsein findet, oft genug seiner deutschen Abkunft und verleugnet sie.¹¹⁶

115 FISHMAN, Joshua A., *The Sociology of Language: An Interdisciplinary Social Science Approach to Language in Society*, p. 306. Die Einteilung in Stadien nach FISHMAN erscheint plausibel; die Benennung der unterschiedlichen Stadien mit „compound“ bzw. „co-ordinate bilingualism“ ist jedoch etwas verwirrend, da FISHMAN jeweils den Stufen 1 und 2 und den Stufen 3 und 4 denselben Begriff zugeordnet hat.

116 GROTHE, *Die Deutschen in Übersee*, S. 181.

Findet eine funktionale, komplementäre Differenzierung der Sprachen nach Domänen statt, so wie es vermutlich bei allen weiteren Folgegenerationen seit der Auswanderung in die USA stattgefunden hat, spricht man von *Diglossie*¹¹⁷ (bei SCHWARTZKOPFF auch „soziale[r], über die ganze Gesellschaft verbreitete[r] Bilingualismus“ genannt (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 154)).¹¹⁸ Der primäre regionale Dialekt (hier die verschiedenen Varietäten des Niederdeutschen) wird als *L-Varietät* (*Low-Variety* = *niedere Varietät*) bezeichnet; die überlagernde Sprachvarietät (hier das amerikanische Englisch) nennt man *H-Varietät* (*High-Variety* = *gehobene Varietät*, auch *überlagerte Sprache* (FISHMAN 1975, S. 96)) (DITTMAR 1997, S. 139). Die prestigereichere H-Varietät wird in der geschriebenen und in der formalen mündlichen Konversation verwendet (z. B. in den Nachrichten, in öffentlichen Institutionen, in der Literatur, in der Kirche, bei politischen Reden etc.); die L-Varietät dagegen ist das Verständigungsmittel in allen informellen Situationen (z. B. im Freundes-, Familien- oder Kollegenkreis).

Nach LÖFFLER ist die Unterscheidung der H- und L-Varietät heute einer *medialen* Trennung gewichen (LÖFFLER 1994, S. 80): geschrieben und abgelesen wird die Schriftsprache; gesprochen wird der Dialekt. Schriftsprache war zur Zeit der Auswanderung Standarddeutsch (Niederdeutsch wurde im allgemeinen nicht geschrieben, u. a. weil es keine festgelegte Orthographie gab). Für diejenigen, die nicht schreiben konnten – und das war vermutlich der größere Teil der Auswanderer – war Standarddeutsch eine Fremdsprache. Heute ist die Schriftsprache der Auswanderernachfahren allein das Englische.

Nach einer Untersuchung von FISHMAN¹¹⁹ sind alle modernen Sprachgemeinschaften durch Diglossie und Bilingualismus gekennzeichnet: das Sprachverhalten wird durch die jeweilige Rolle des Sprechers in einem bestimmten Bereich bestimmt. Einige der heutigen amerikanischen Niederdeutsch-Sprecher können noch diglossisch sein, sofern sie Niederdeutsch und Englisch in unterschiedlichen Domänen benutzen. Gleiches mag aber auch schon für deren Eltern und Urgroßeltern (zumeist die 2. und 3. Auswanderergeneration) gegolten haben. Vermutlich haben die meisten Nachfahren Niederdeutsch noch als Erstsprache und Englisch als Zweitsprache erlernt, wohingegen nur eine Minderheit als rein

117 Der Begriff geht auf Ferguson zurück und wurde im Jahr 1959 zum ersten Mal verwendet. Vgl. FERGUSON, Charles A., *Diglossia*. In: *Word*, XV, 1959, pp. 325-340. Zitiert nach FISHMAN, Soziologie der Sprache, S. 95. FERGUSON bezieht Diglossie jedoch nicht auf zwei eigenständige Sprachen sondern auf Varietäten derselben Sprache.

118 Zur in der Fachwelt umstrittenen Klassifizierung von Diglossie und dem Verhältnis von Diglossie und Bilingualismus vgl. DITTMAR, Grundlagen der Soziolinguistik, S. 141ff.

119 FISHMAN, Joshua A., *Societal bilingualism: Stable and transitional*. In: ders.; COOPER, R. L. and R. (eds.): *Bilingualism in the barrio*. Bloomington ²1975, pp. 539-555. Zitiert nach SCHWARTZKOPFF, *Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten*, S. 154f.

bilingual bezeichnet werden konnte bzw. kann. Die Untersuchungen der Sprecherbiographien in Abschnitt 4 sollen zeigen, ob sich diese Hypothese bestätigt oder nicht.

Festzuhalten bleibt abschließend, daß man von Sprecher zu Sprecher individuell entscheiden muß, ob er als bilingual oder diglossisch einzustufen ist. Da zum Teil schon eine komplette sprachliche Assimilierung an das Englische stattgefunden hat, ist Bilingualismus heute vermutlich eher selten anzutreffen.

3.1.2.2 Semi-Sprecher

Bei Semi-Sprechern kann man von einem „passiven Bilingualismus“ sprechen (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 155), denn diese Sprecher haben nur ein passives Verständnis der Sprache. Ihre aktive Sprachkompetenz ist begrenzt, da sie die dominierende Sprache sehr viel häufiger benutzen: „Wenn die verfallende Sprache viele Lehnwörter der Prestigesprache enthält und die jüngeren Sprecher die grammatische Struktur nicht mehr beherrschen, dann (...) [sehen] auch die älteren Sprecher diese Sprache nicht mehr als einen adäquaten Index an.“ (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 156)

3.1.2.3 „Language Death“ vs. „Language Maintenance“

Language Death – auch *Language Shift* genannt – bezeichnet einen vollzogenen Wechsel von einer Sprache zu einer anderen: „(...) language death is understood as the final stage of the decay of linguistic structure a minority language undergoes on the way to total language shift.“ (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 156)

Im allgemeinen können Minderheiten- und Regionalsprachen als gefährdet betrachtet werden, während Staatssprachen nicht als bedroht gelten (WIRRER 1996, S. 246; vgl. auch WIRRER 1997). Als Beispiel läßt sich das Niederdeutsch der nordamerikanischen Sprachinseln anführen; dieses ist besonders gefährdet, denn der Kontakt mit einer fremden Sprache stellt einen „störende[n] Faktor für die Existenz der Sprachinseldialekte“ dar (BEREND 1994, S. 319), vor allem im lexikalischen Bereich. Neue Termini im niederdeutschen Lexikon werden aus dem amerikanischen Englisch entnommen – entweder als Fremd- oder Lehnwörter. Der Sprachentod tritt schließlich ein, wenn der letzte Voll-Sprecher der Sprache gestorben ist, selbst wenn es noch einige Semi-Sprecher gibt. Im Fall der nordamerikanischen Sprachinseln gilt als einer der entscheidenden Parameter, daß der ungesteuerte Spracherwerb innerhalb der Familie nicht mehr gewährleistet ist und das Niederdeutsche hier deshalb als hochgradig *moribund* zu bezeichnen ist (WIRRER 1998b, S. 309). Von „endgültigem Sprachentod“ spricht man, wenn eine sogenannte *Nullkompetenz* vorliegt, d. h. wenn Elemente der Sprache nicht mehr zu sinnvollen Sätzen zusammengesetzt werden können, wenn

nur noch formelhafte Sprachfetzen übrig sind (z. B. Begrüßungsformeln, Glückwunschbezeugungen, Erstaunensausrufe, Freudes- oder Kondolenzbekundungen) und wenn die Fähigkeit, neue Ausdrücke zu bilden, fehlt (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 156f.). In der Soziolinguistik geht man im allgemeinen davon aus, daß sich ein „*Language Shift*“ von der dritten Generation nach der Einwanderung ab vollzieht (SCHLIEBEN-LANGE 1978, S. 36). Das wiederum würde für die amerikanischen Sprachinseln bedeuten, daß der Sprachentod nach der dritten Generation hätte stattfinden müssen. Da wir jedoch heute immer noch Sprecher des Niederdeutschen zu verzeichnen haben, was in Kapitel 4 näher untersucht werden soll, hat möglicherweise die zum Teil geschlossene ländliche Besiedlungsstruktur zur Beibehaltung der Sprache (*Language Maintenance*) bis heute geführt.

Die „zweite Generation nichtenglischer Herkunft“ (d. h. in Amerika geborene Personen mit nicht in Amerika geborenen Eltern) bewahrte um 1940 in den USA regelmäßig die angestammte Muttersprache stärker – (...) sofern sie eher auf dem Lande als in urbanen Zentren wohnte (...). Offensichtlich war es damals auf dem Lande noch eher möglich, tradierte Lebensweisen weiterzugeben, einschließlich der Muttersprache, besonders dort, wo die Bevölkerung noch weitgehend den gleichen sprachlichen Hintergrund hatte.¹²⁰

Für urbane Gegenden stellt FISHMAN fest, daß eine große Sprachgemeinschaft notwendig ist, damit die Sprache bewahrt werden kann. Unter diesen Bedingungen wiederum können sich dann Rundfunksendungen, Veröffentlichungen, lokal organisierte Aktivitäten und nicht-amerikanische Familiengefüge erhalten (FISHMAN 1975, S. 134).

120 FISHMAN, Soziologie der Sprache, S. 129.

4 Untersuchungen: Sprachaufnahmen mit Niederdeutschsprechern in den USA

Nach einer Volkszählung aus dem Jahr 1980 sprechen noch 1,61 Millionen US-Bürger Deutsch als dominierende Umgangssprache; die Anzahl derer, die innerhalb der Familie in Berührung mit der deutschen Sprache gekommen sind, ohne sie zwingend selbst gesprochen zu haben, beläuft sich dagegen auf ca. 6,1 Mio. Menschen (AMMON 1991, S. 98). Diese Zahlen heben zwar nicht die Sprecherpopulation des Niederdeutschen heraus, denn es wird nicht zwischen Standarddeutsch- und Niederdeutschsprechern differenziert. Sie geben jedoch einen Eindruck, inwieweit die deutsche Sprache im allgemeinen in den USA noch verbreitet ist.¹²¹

Heute noch werden einige zumeist standarddeutsche Bücher und Periodika veröffentlicht (deutsch-amerikanische Tageszeitungen gibt es derweil nicht mehr in den USA). 1960 zählte man noch etwa 50 Periodika mit einer Gesamtauflage von 300000 (KLOSS 1980, S. 543); heute dürften es wohl deutlich weniger sein. Des weiteren werden über private Rundfunkstationen regelmäßig deutschsprachige Radio- und seltener auch Fernsehprogramme gesendet (AMMON 1991, S. 99).

KLOSS unterstreicht eindringlich, daß sich das Deutsche bis 1917, als die USA in den Zweiten Weltkrieg eintraten, in den meisten Sprachinseln dank einer staatlichen Schulpolitik, die zumeist die zweisprachige konfessionelle Privatschule und zum Teil auch die zweisprachige Staatsschule gewährte, sehr gut erhalten konnte (KLOSS 1980, S. 543).¹²² Dabei tritt vor allem der Mittlere Westen mit seinen sowohl religiös wie auch ökonomisch begründeten Sprachinseln in den Mittelpunkt. Daß das Niederdeutsche hier auch nach 1917 noch weitergegeben wurde, sollen die folgenden Untersuchungen einiger ökonomisch begründeter Sprachinseln verdeutlichen.

121 Zahlen zur heutigen niederdeutschen Sprecherpopulation der USA lassen sich nicht ermitteln. Man kann vermuten, daß es heute noch einige Tausend Niederdeutschsprecher im Mittleren Westen gibt. Um diese Vermutungen verifizieren zu können, fehlen allerdings aktuelle Untersuchungen, die primär die quantitative Verteilung der Sprecher verfolgen.

122 Weitere Untersuchungen zu Sprachinseln des Mittleren Westens der USA vgl. u. a. SCHWARTZKOPFF, Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten und MERTENS, Vom (Nieder-) Deutschen zum Englischen. Zur Ortssprachenforschung allgemein vgl. BESCH; MATTHEIER, Ortssprachenforschung. Zu Interviews mit Niederdeutsch-Sprechern im westfälischen Bielefeld-Jöllenberg als Vergleich siehe KESTENNUS, Lokale Varietäten im Sprachgebrauch und Sprachbewußtsein. Zur Untersuchung der Lage des Niederdeutschen in überregionalen Erhebungsräumen vgl. STELLMACHER, Wer spricht Platt?

Die von WIRRER im Jahre 1997 durchgeführten Interviews¹²³, hier insbesondere das ca. 16 Stunden auf Audio-CDs¹²⁴ gespeicherte gesprochene Niederdeutsch, bilden die Basis für die folgenden Analysen. Zum Dokumentationskorpus gehören neben Audio-CDs auch Videos von Aufführungen des niederdeutschen Theaters in Cole Camp, MO., sowie eine umfangreiche Materialsammlung zur Geschichte, Gegenwart und Topographie der Sprachinseln des Mittleren Westens.

4.1 Untersuchungsmethoden¹²⁵

Der zentrale Teil der 1997 durchgeführten Tondokumentation sind Interviews mit 46 Sprecherinnen und Sprechern¹²⁶ des Niederdeutschen aus den nordamerikanischen Staaten Illinois und Missouri. Jedes Interview bestand aus zwei Teilen: 1.) die Erhebung der Sprecherbiographie der Probanden und 2.) die Übersetzung vom Englischen ins Niederdeutsche von 30 nach bestimmten linguistischen Kriterien konstruierten Testsätzen eines *Questionnaires* (LÖFFLER 1974, S. 51). Nach Beendigung des Interviews wurden die demographischen Daten der Respondenten (Sprecher/Semi-Sprecher, Alter, Geschlecht, Beruf, Ortsansässigkeit, Sozialisationsort, Familienstand, Ausbildung, Fremdsprachenkenntnisse, Daten zum Ehepartner und zu den Eltern) in einem Fragebogen festgehalten, um die Möglichkeit der Korrelation zwischen mündlich erhobenen und soziobiographischen Informationen zu bieten.

123 Eine erste Interviewreihe mit fünf Niederdeutschsprechern wurde von WIRRER im Jahre 1993 in Golden, Illinois, durchgeführt (WIRRER, Ploughdeutsch – Plattdeutsch).

124 Die Audio-CDs sind in der Mediothek der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld archiviert.

125 Zu Methoden der Materialsammlung vgl. GOOSSENS, Deutsche Dialektologie, S. 67-70 und NIEBAUM; MACHA, Einführung in die Dialektologie des Deutschen, S. 14-17. Hier werden für eine Spracherhebung drei Methoden empfohlen, die auch miteinander verknüpft werden können: die Beobachtung, die mündliche (direkte) Enquête und die schriftliche (indirekte) Enquête. In der 1997 aufgenommenen Interviewreihe von WIRRER ergänzen sich vor allem die direkte Enquête (1. Teil des Interviews) mit der indirekten (Aufnahme der demographischen Daten in vorbereitete Fragebögen).

126 Insgesamt wurden 48 Interviews durchgeführt (WIRRER, New Haven, MO 63068 – 33829 Borgholzhausen: Niederdeutsche Sprachinseln in Illinois und Missouri, S. 212), zwei davon sind allerdings als Test-Interviews anzusehen und nicht auf Audio-CDs gespeichert. Sie wurden in der folgenden Untersuchung nicht berücksichtigt.

4.2 Untersuchungsgegenstand/Instrumentarium

4.2.1 Befragungsart

Die Daten wurden in narrativen Tiefeninterviews von durchschnittlich etwa 2 Stunden Dauer erhoben.¹²⁷ Die Informanten wurden zumeist auf Niederdeutsch¹²⁸ befragt und antworteten ebenso. Nur auf ausdrücklichen Wunsch einiger weniger Probanden – häufig Semi-Sprecher – bediente sich der Interviewer des Englischen.

Nach einem Eingangsgespräch¹²⁹ wurden in direkten Befragungen die verschiedenen Bereiche eines zuvor erstellten Interviewleitfadens angesprochen (vgl. 4.2.2). Die direkte persönliche Befragung mit z. T. vorformulierten, hauptsächlich offenen Fragen bietet die Möglichkeit, Mißverständnisse oder Unklarheiten noch während des Interviews zu klären und eventuelle Distanzen durch die informelle Interviewsituation zu überbrücken. Bestimmte Aspekte können durch mehrere, anders formulierte Fragen überprüft werden, so daß dadurch die Zuverlässigkeit der Angaben erhöht werden kann. Stimuli in bestimmten Phasen des Interviews sollen die Erhebung einer weitgehend lückenlosen Sprecherbiographie ermöglichen. Ein weiterer Vorteil der persönlichen Befragung können spontane, weiterführende Informationen der Probanden sein; diese können neue Perspektiven oder Teilaspekte beleuchten, die zuvor nicht bedacht worden waren. Die flexible Interviewsituation bietet zudem die Möglichkeit, dem Gespräch eine zusätzliche freie Erzählung anzuhängen.

4.2.2 Interviewleitfaden

Der Interviewleitfaden der 1997er Untersuchungsreihe war wie folgt aufgebaut. Im ersten Hauptteil des Interviews sollte der Respondent seine Sprecherbiographie als Teil seiner Gesamtbioographie anhand verschiedener Parameter erläutern, so sollte die sprachliche Sozialisation in der niederdeutschen Sprache in

127 Zu möglichen Positionen des Forschers vgl. HUFSCHMIDT; MATTHEIER, Sprachdatenerhebung, S. 111ff.

128 Beim Gespräch mit den Respondenten – vor und während des Interviews – bediente sich der Interviewer des Nordniederdeutschen, da er das Westfälische nicht hinreichend beherrscht. Diese Tatsache könnte möglicherweise zu gewissen Verzerrungen der Daten geführt haben (WIRNER, New Melle, MO 63365: Sprecherin 21, Sprecher 34, S. 173).

129 Zu den Anforderungen an den Exploratoren vgl. NIEBAUM; MACHA, Einführung in die Dialektologie des Deutschen, S. 13f.

verschiedenen Stadien transparent werden (siehe „Gesprächsleitfaden“ im Anhang). Da die Sprecherbiographien einer in einem bestimmten Territorium lebenden Generation zumeist relativ ähnlich verlaufen, können sprachgeschichtlich relevante Daten vermittels ihrer Sprecherbiographien erhoben werden.

Die Parameter sind mit den verschiedenen Lebensabschnitten der Interviewpartner gleichzusetzen. Der Gesprächsleitfaden beginnt mit der Kindheit des Respondenten (Teil 1 des Interviews). Welche Sprache hat er zuerst erlernt? Welche Sprache sprachen seine Eltern mit ihm? Was war die Erstsprache der Geschwister und der Eltern? Wie sprach der Interviewpartner mit seinen Spielkameraden? Dann wird übergelitet zur schulischen Situation (Teil 2). Welche Sprache wurde im Unterricht und welche auf dem Schulhof gesprochen? Welche Meinung hatten englischsprachige Kinder von den Niederdeutschsprechern? Im dritten Teil wird nach der sprachlichen Situation in der Kirche gefragt. Welche Sprache wurde damals im Gottesdienst verwendet, und wie ist es heute? In welcher Sprache wurde die Konfirmation bei den Protestanten gehalten? Wie war die sprachliche Situation bei der katholischen Kirche? Im vierten Teil geht es um die Sprachenverwendung am Arbeitsplatz (z. B. mit Kollegen oder auch mit Kunden). Wie war es im Familienkreis? Welche Sprache verwendeten die Respondenten mit ihren Ehepartnern? Haben die Informanten das Niederdeutsche an ihre eigenen Kinder weitergegeben (Teil 5)? Im sechsten Teil steht die heutige Lebenssituation im Mittelpunkt. Welche Sprache wurde bei anderen Gelegenheiten wie beispielsweise einem Theaterabend oder bei öffentlichen Behörden und Ämtern verwendet? Wie wird mit den Nachbarn gesprochen und über welche Themen unterhält man sich auf Niederdeutsch? In welcher Sprache schreibt der Informant Briefe etc.? Wie beurteilt der Interviewpartner die heutige Stellung des Niederdeutschen unter jüngeren Leuten? Welche Zukunftsperspektive hat das Niederdeutsche in den USA?

Die Beantwortung der Fragen spiegeln mehrere Jahrzehnte Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts in Sprachinseln des Mittleren Westens wider. Zugleich zeigen die unterschiedlichen Kompetenzgrade der Sprecher die Stufen des sprachlichen Verfalls bis heute auf. Sowohl makro- als auch mikrolinguistische Daten lassen sich anhand der gesammelten Daten elizitieren. Bei der Auswertung der Interviews für diese Arbeit werden hauptsächlich die makrolinguistischen Daten betrachtet werden (vgl. 4.3).

4.2.3 Untersuchungsareale

Die Daten wurden ausschließlich in Illinois und Missouri erhoben, und zwar in den folgenden Orten und Umgebungen: New Melle, Defiance, Cappeln, Femmeosage und Foristell in St. Charles County, MO.; Stony Hill, Gasconade County, MO.; New Haven, Franklin County, MO.; Cole Camp und Ionia in

Benton County, MO.; Belleville und St. Libory in St. Clair County, ILL.; Waterloo, Monroe County, ILL. und Hoyleton, Washington County, ILL. All diese Orte befinden sich in einem bis zu ca. 400 km großen Umkreis von St. Louis, MO (vgl. Karten im Anhang).

Die Interviews fanden meist in der heimischen Umgebung der Probanden statt (vgl. dazu HUFSCHMIDT; MATTHEIER 1976, S. 120f.), zum Teil mit zugehörigen Familienmitgliedern im Hintergrund (wobei allerdings vermieden wurde, daß ein noch zu interviewender Sprecher anwesend war). Zweimal fanden die Aufnahmen im Hause von Kontaktpersonen und nicht bei den Interviewpartnern zu Hause statt, einmal in einem örtlichen Vereinsraum.

4.2.4 Informanten

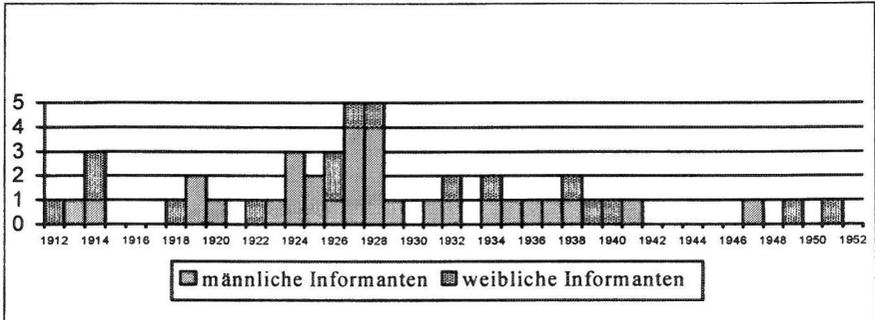
An diesem Punkt sollen die Interviewpartner, ihre Anzahl, die Alters- und die Geschlechtsverteilung betrachtet werden. In einem zweiten Schritt sollen die Vorfahren der Probanden noch einmal in den Mittelpunkt rücken. Es soll dargestellt werden, woher die Vorfahren der Sprecher stammten, da sich die eindeutigen regionalen Schibboleths der Probanden dieser Interviewreihe z. T. heute noch aufzeigen lassen und somit eine Verknüpfung der in Abschnitt 2 dargestellten Auswanderergeneration und der heute noch lebenden dritten, vierten bzw. fünften Nachfahrgeneration herstellen läßt.

4.2.4.1 Altersverteilung und Geschlecht

Bei den Informanten handelt es sich um 17 Sprecherinnen und 29 Sprecher im Alter von 46 bis 85 Jahren zur Zeit der Datenerhebung. Neun der Sprecher müssen als Semi-Sprecher bezeichnet werden, die anderen als Voll-Sprecher des Niederdeutschen.¹³⁰ Die Auswahl der Sprecher erfolgte nach dem Schneeballprinzip.¹³¹ Das folgende Diagramm zeigt die Geburtsjahre und die Anzahl der weiblichen und männlichen Sprecher auf (siehe Grafik 1).

130 Eine genaue Einteilung in Sprecher/Semi-Sprecher erscheint schwierig, da keine genauen Kriterien und Vorgaben für eine Klassifizierung gemacht werden können. Die Einteilung der 46 Sprecher dieser Interviewreihe bezieht sich hauptsächlich auf die aktive Sprachkompetenz und nicht auf das niederdeutsche Lexikon des einzelnen Sprechers oder die korrekten oder inkorrekten syntaktischen Strukturen beim Sprechen.

131 Die ersten Kontakte und Adressen wurden von Friedrich SCHÜTTE, einem Journalisten aus Löhne (Kreis Herford), der sich seit über 30 Jahren um die Auswanderung in den Mittleren Westen verdient gemacht hat, vermittelt. SCHÜTTE begründete mehrere deutsch-amerikanische Städtepartnerschaften (WIRRER, New Haven, MO 63068 – 33829 Borgholzhausen: Niederdeutsche Sprachinseln in Illinois und Missouri, S. 212) (vgl. Anm. 75).



Grafik 1: Geburtsjahre, Geschlecht und Anzahl der Informanten

Grafik 1 verdeutlicht die Altersverteilung der Sprecherinnen und Sprecher. Es wird erstens deutlich, daß sich die 46 Sprecher relativ gleichmäßig auf die Geburtsjahre von 1912 bis 1951 verteilen, nur ab 1941 werden es deutlich weniger. Zum zweiten fällt eine erhöhte männliche Sprecherkonzentration aus den 1920er Jahren auf, vor allem 1924, 1927 und 1928. Das Durchschnittsalter der weiblichen Probanden (17 Sprecherinnen im Alter zwischen 46 und 82) lag bei 68,2 Jahren, das der männlichen Probanden (29 Sprecher im Alter zwischen 50 und 84) lag mit 68,8 Jahren nur geringfügig höher.

4.2.4.2 Die Vorfahren der Interviewpartner und ihre Herkunft

Die Lebensumstände der Vorfahren der Probanden in der alten Heimat wurden in Kapitel 2 ausführlich beschrieben. Die Interviews mit den heute noch lebenden Nachfahren dieser Generation können zeigen, wo ihre Vorfahren herkamen und welchen Beruf sie in der neuen Heimat ausübten.

Die Vorfahren der interviewten Probanden waren zumeist entweder aus dem westfälischen¹³² oder aus dem nordniederdeutschen Sprachgebiet emigriert (vgl. Übersicht im Anhang). Es überwiegen insgesamt Vorfahren aus dem westfälischen Gebiet. Die 46 Respondenten antworteten getrennt für jeweils die väterliche und für die mütterliche Seite ihrer Vorfahren. Von diesen insgesamt 92 Nennungen fielen 45, also fast die Hälfte, auf den westfälischen Raum. Weiter nördlich liegende Gebiete (s. u.) wurden insgesamt sechzehnmal als Her-

¹³² Westfälisch im Sinne der niederdeutschen Dialektologie, vgl. NIEBAUM, Westfälisch, S. 18f.

kunftsgebiete genannt. Das Königreich Hannover wurde fünfmal angegeben; spezifischere Angaben konnten hier allerdings nicht gemacht werden.¹³³ Bei drei Sprechern kam entweder die mütterlichen oder die väterlichen Vorfahren weder aus dem westfälischen noch aus dem nordniederdeutschen Sprachgebiet, sondern einmal aus Melsungen bei Kassel (vgl. hierzu die Sprecherbiographie Nr. 34 in WIRRER 1999a, S. 177ff.), einmal aus England und Schweden (ohne nähere Angaben) und einmal vermutlich aus Beckum bei Hamm¹³⁴.

Bei 23 Vorfahren insgesamt konnten keinerlei Angaben gemacht werden. Auffällig scheint, daß achtmal für die mütterliche Seite und nur viermal für die väterliche Seite der Vorfahren keine Angaben gemacht werden konnten. Diese Verteilung läßt sich wahrscheinlich durch die Patrilinearität europäischer Gesellschaften erklären, bei der die entscheidende Linie innerhalb der Familie die väterliche ist (WIRRER 1999a, S. 178), was z. B. im Namensrecht deutlich wird. Da sich die Partnerwahl der Vorfahren der Probanden zumeist auf die engere Umgebung des elterlichen Hofes beschränkte, kann vermutlich an vielen Stellen, bei denen die Interviewpartner keine Angaben zur mütterlichen Linie machen konnten, davon ausgegangen werden, daß die Ehefrauen der Auswanderer aus derselben Region stammten wie ihre Ehemänner. Die Patrilinearität könnte ebenfalls erklären, daß 11 der 46 Probanden denselben Herkunftsort für beide Vorfahrenlinien angaben, obwohl möglicherweise die väterlichen und die mütterlichen Vorfahren nicht aus derselben Ortschaft kamen sondern nur aus derselben Region.

Von den insgesamt 45 Nennungen für den westfälischen Sprachbereich wurde das Osnabrücker Land, das heute zwar politisch zu Niedersachsen gehört, aber zum westfälischen Sprachgebiet zählt (NIEBAUM 1977, S. 18f.), dreiundzwanzigmal angegeben (davon fallen jeweils 6 Nennungen auf Westerkappeln und Melle, jeweils 3 auf Ostercappeln und Bad Laer, jeweils 2 auf Lotte und Hoyel und 1 Nennung auf Bramsche). Minden und Umgebung wurden vierzehnmal angeführt (dabei fielen für die Stadt Minden 10 Nennungen und für die Orte Bückeberg, Bad Oeynhaus, Wehe und Bergkirchen in der Nähe von Minden jeweils eine Nennung). Das Gebiet Schaumburg-Lippe, ohne weitere Spezifi-

133 Mikrolinguistisch betrachtet weisen die Sprecher mit Vorfahren aus dem „Königreich Hannover“ keine ostfälischen Spracheinheiten auf.

134 Die Probandin konnte keine sichere Auskunft geben. Da die Sprecherin ein Niederdeutsch auf westfälischer Grundlage spricht (ein lexikalisches Schibboleth ist hier z. B. *Wicht* für engl. *girl*; ein phonetisches Schibboleth z. B. der sk-Anlaut in *Skeop* [ske:ɔp] für engl. *sheep* oder die Unterscheidung der alten a-Laute ā wie in *Skeop* [ske:ɔp] und dem aus einem in offener Silbe aus dem Kurzvokal entstandenen hellen ā wie in *Skomaker* [sko:ma:kə] ist davon auszugehen, daß ihre Vorfahren aus Westfalen stammten. Somit ist mit „Beckum“ vermutlich der Ort Beckum zwischen Oelde und Hamm gemeint und nicht der Ort Beckum bei Bremerhaven. (Zum atlängen und tonlängen a-Laut vgl. NIEBAUM, Westfälisch, S. 19.)

zierung, wurde von 1 Informanten angegeben. Borgholzhausen und Dissen, zwischen Osnabrück und Bielefeld gelegen, wurden vier- bzw. zweimal genannt.

Gesondert anführen möchte ich Cloppenburg (zum ehemaligen Großherzogtum Oldenburg gehörend). Da auch das südliche Emsland zum westfälischen Sprachgebiet gehört (NIEBAUM 1977, S. 18f.), wird diese Region hier zu dem westfälischen und nicht zu dem nordniederdeutschen Bereich gezählt. Cloppenburg wurde einmal von den Interviewpartnern als Herkunftsgebiet der Vorfahren angeführt.

Von den 16 Nennungen im nordniederdeutschen Sprachgebiet wurden Bremen und Umgebung mit 5 Nennungen am häufigsten angeführt (zweimal für die Stadt Bremen und jeweils einmal für die Orte Tarmstedt, Verden und Kirchtimke in der Umgebung von Bremen). Winsen bei Hamburg, Oldenburg (vermutlich das ehemalige Fürstentum Oldenburg), Brake (zwischen Bremerhaven und Oldenburg) und Emden wurden jeweils zweimal angegeben. Auf die Orte Nordenham bei Bremerhaven, Cadenberge (zwischen Cuxhaven und Stade) und Reher bei Itzehoe fiel jeweils eine Nennung.

4.2.4.3 Die Elterngeneration

Die Eltern der Interviewpartner wurden zwischen 1868 und 1920 geboren (vgl. Übersicht im Anhang). 38 der 46 Respondenten gaben an, daß beide Elternteile Niederdeutsch als Erstsprache erlernt hatten. Bei 4 Sprechern erlernte die Mutter Standarddeutsch als Erstsprache, während ihre Ehemänner mit Niederdeutsch aufwuchsen (bei einem dieser Sprecher erlernte der Vater Englisch als Erstsprache). Bei 2 Sprechern waren die beide Elternteile bilingual mit Niederdeutsch und Standarddeutsch aufgewachsen, bei 2 weiteren Interviewpartnern traf dieses jeweils einmal auf den Vater und einmal auf die Mutter zu. 34 Respondenten bestätigten, daß ihre Eltern neben Niederdeutsch auch Englisch sprechen konnten; davon meinten 16 Sprecher, ihre Eltern hätten mit deutschem Akzent gesprochen, 11 sagten aus, ihre Eltern hätten akzentfrei Englisch gesprochen; 7 Sprecher konnten keine Angaben zum Akzent ihrer Eltern machen. 12 Sprecher machten überhaupt keine Angaben darüber, ob ihre Eltern auch Englisch sprechen konnten.

Die Ergebnisse zur Englischkompetenz der Elterngeneration dürfen aufgrund der subjektiven Einschätzung der Respondenten und der hier verlangten großen Gedächtnisleistung zu einem jahrzehntelang zurückliegenden Zeitraum hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit nicht überbewertet werden.

Was die Berufe der Elterngeneration betrifft, sagten 42 von den 46 Interviewpartnern, ihr Vater habe als Farmer gearbeitet. Die Väter von 4 Sprechern hatten andere Berufe ausgeübt, davon wurde der Beruf des Zimmermanns/Tischlers dreimal genannt. Ein Vater arbeitete im Druckgewerbe. Von den 46 Müttern der

Informanten arbeiteten alle als Hausfrau bzw. Bäuerin auf dem eigenen Hof. Das Berufsbild der Elterngeneration der interviewten Sprecher spiegelt die allgemein typische Berufssituation zum Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. 2.1) bzw. zum Anfang des 20. Jahrhunderts wider. Da von den 46 interviewten Personen dieser Reihe noch 18 ausschließlich und 18 weitere zeitweise als Farmer arbeiteten, wird deutlich, daß sich die bäuerliche Tradition vielfach bis in die heutige Sprechergeneration fortgetragen hat (vgl. 4.3.4).

4.3 Die Auswertung der Interviews

Für die Auswertung der Interviews sollen die Sprecherbiographien der Informanten herangezogen werden. Gemäß des in 4.2.2 angesprochenen Interviewleitfadens werden die unterschiedlichen Parameter Kindheit, Schule, Kirche, Arbeitsplatz, andere Gelegenheiten und die heutige Situation auf die Frage hin analysiert werden, inwieweit das Niederdeutsche in diesen verschiedenen Lebensabschnitten eine Rolle gespielt hat bzw. heute noch spielt.¹³⁵

Die Tatsache, daß die elizitierten Daten auf subjektiver Selbsteinschätzung der Respondenten beruhen und diese nicht linguistische geschult sind, ist generell bei der Auswertung der Interviews zu bedenken. Dabei spielen zum Teil unkontrollierbare Variablen wie überdurchschnittliche Zurückhaltung und Schüchternheit, Streß, Über- oder Unterschätzung der eigenen Sprachkompetenz, Gedächtnislücken oder Gefälligkeitsantworten eine Rolle.¹³⁶ Besonders bei empirischen Untersuchungen zu bedrohten Sprachen oder sprachlichen Varietäten fallen häufiger Gefälligkeitsantworten, „denn linguistische Laien neigen meist dazu, dem Forscher von vornherein eine spracherhaltende oder gar sprachpflegeische Absicht zu unterstellen“ (WIRRER 1999a, S. 175).

Besonders wenn es um Einstellungen und Meinungen zur niederdeutschen Sprache geht, neigen viele Informanten dazu, allem zuzustimmen, was sie nach ihrer Auffassung für sozial wünschenswert halten. Sie möchten weitestgehend nichts Kritisches oder Negatives anmerken, zumal Niederdeutsch als bedrohte Sprache angesehen werden kann (vgl. 3.1.2.3). Viele Respondenten haben Angst, negative Antworten könnten Folgen haben, z. B. ein verbaler Angriff oder eine Unmutsäußerung vom Interviewer (SCHWARTZKOPFF 1987, S. 188). Um oben genannte Variablen besser kontrollieren zu können, ist ein längeres Vorgespräch mit den Interviewpartnern unerläßlich. So kann der Interviewer versuchen,

135 Vgl. die hier zugrundegelegten Parameter mit den verschiedenen „Sprachaltersstufen der individuellen Dialektsprachlichkeit“ bei LÖFFLER, die nahezu identisch angelegt sind (LÖFFLER, Germanistische Soziolinguistik, S. 145).

136 Zu möglichen Problemen während der Interviewsituation vgl. MILROY, *Observing and Analysing Natural Language*, pp. 41-51.

die Interviewangst einzuschränken, um möglichst korrekte Daten erheben zu können.

Ein weiterer, nicht unerheblicher Aspekt die Informanten betreffend ist ihr Alter und damit verbunden ihre Gedächtnisleistung, denn schließlich hängt die Verlässlichkeit ihrer Zeugnisse davon ab. Man muß bedenken, daß die Informanten über eine Zeit befragt werden, die zum Teil 60 bis 70 Jahre oder länger zurückliegt. Trotzdem spiegeln ihre Informationen einen Trend wider, der – zumindest für die interviewte Sprechergruppe – als repräsentativ einzustufen ist. Dieses werden die folgenden Analysen zeigen.

4.3.1 Kindheit

Der Gesprächsleitfaden eines jeden Interviews begann mit einer Erläuterung der sprachlichen Situation im Elternhaus bzw. in der Kindheit. An dieser Stelle sollen sowohl die Erstsprache der Respondenten als auch ihrer Geschwister betrachtet werden, um Aufschluß darüber geben zu können, in welchem Zeitraum sich ein Wechsel von der niederdeutschen zur englischen Sprache vollzogen haben mag.

4.3.1.1 Erstsprache

Was die Erstsprache der Interviewpartner betrifft, so möchte ich die Sprecher in drei Hauptgruppen mit jeweiligen Untergruppen aufteilen: als erstes diejenigen, die Niederdeutsch als Erstsprache erlernt haben, dann diejenigen, die zwei- oder mehrsprachig aufgewachsen sind, und schließlich diejenigen, die Englisch als Erstsprache erlernt haben (vgl. Grafik 2).

Gruppe 1: Von den 46 Sprechern bestätigten 36, daß Niederdeutsch ihre Erstsprache war.

Gruppe 1 a) 28 der 36 Sprecher (geboren zwischen 1912 und 1939) sprachen mit ihren Eltern während ihrer gesamten Kindheit (und z. T. noch erheblich länger) ausschließlich Niederdeutsch.

Gruppe 1 b): 7 der 36 Sprecher (Jahrgänge 1914, 1919, 2 x 1927, 1928, 1929 und 1951) betonten, etwa im Alter zwischen 4-5 Jahren von ihren Eltern auch Englisch gelernt zu haben.¹³⁷ Im allgemeinen könnte man diese Sprecher auch zu den zweisprachigen Sprechern zählen (siehe unten), da sie im Alltag sowohl

¹³⁷ Einer dieser vier Sprecher (Sprecher 21) erwähnte, daß seine Eltern neben Niederdeutsch bewußt Englisch mit ihm sprachen, da er in der Schule keine Nachteile haben sollte.

Niederdeutsch als auch Englisch benutzt haben. Da Niederdeutsch aber ihre Erstsprache war, sind sie hier der 1. Gruppe zugeordnet.

Gruppe 1 c): Ein Sprecher (Sprecher Nr. 34, Jahrgang 1924) gilt innerhalb der Gruppe 1 als Sonderfall, denn er hat neben Niederdeutsch auch Standarddeutsch als Kind erlernt, da sein Vater nur Niederdeutsch, seine Mutter dagegen nur Standarddeutsch sprach. Auf die Frage, in welcher Sprache die Kommunikation der Eltern untereinander stattfand, antwortete der Respondent, daß sich diese auch in ihren zwei Sprachen unterhielten: die Mutter fragte den Vater etwas auf Standarddeutsch, und dieser antwortete auf Niederdeutsch. Dieser besonderen Situation ist demgemäß zu entnehmen, daß der Vater eine passive standarddeutsche Sprachkompetenz und die Mutter eine passive niederdeutsche Sprachkompetenz besessen haben muß. Möglicherweise hat sich die Familie des Sprechers tendenziell eine familiäre Ausgleichsvarietät herausgebildet (WIRNER 1999a, S. 178f.).

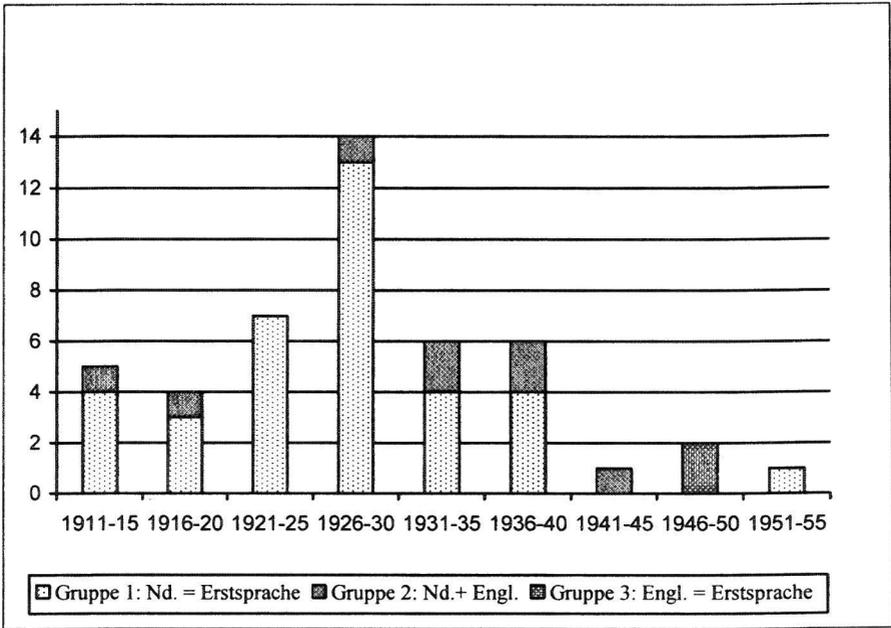
Sprecher Nr. 34 ist bilingual aufgewachsen, hier trotzdem der 1. und nicht der 2. Gruppe zugeordnet, da er nicht bilingual mit Niederdeutsch und Englisch aufgewachsen ist, so wie alle anderen Sprecher der Gruppe 2.

Gruppe 2: Acht Sprecher (exklusive der oben erwähnten Sprecher der Gruppen 1 b) und 1 c)) sind zweisprachig mit Niederdeutsch und Englisch oder mehrsprachig mit Niederdeutsch, Englisch und Standarddeutsch aufgewachsen.

Gruppe 2 a): Sieben der Sprecher (Jahrgänge 1920, 1926, 1934, 1935, 1937, 1940 und 1941) gaben an, daß ihre Eltern gleichzeitig mit ihnen von Anfang an Niederdeutsch und Englisch sprachen. Sprecher 40 (Jahrgang 1941) gilt innerhalb dieser Gruppe als bemerkenswert, denn er gab an, mit seinem Vater nur Englisch gesprochen zu haben, wohingegen seine Mutter mit ihm zeitlebens nur Niederdeutsch redete, er wiederum mit ihr aber nur Englisch. Vier Sprecher dieser Gruppe betonten, außer mit ihren Eltern auch vor allem mit den Großeltern oder älteren Verwandten häufig Niederdeutsch gesprochen zu haben.

Gruppe 2 b): Eine Sprecherin (Sprecherin 36, Jahrgang 1914) gilt innerhalb der Gruppe 2 als Sonderfall, denn sie ist dreisprachig aufgewachsen mit Niederdeutsch, Standarddeutsch und Englisch. Ihre Eltern sprachen beide Niederdeutsch und Standarddeutsch, miteinander jedoch deutlich mehr Standarddeutsch. Offensichtlich hatten sich die Eltern schon sehr früh darum bemüht, ihrer Tochter und den vier weiteren Geschwistern ebenso Englisch beizubringen, so daß man sagen kann, die Sprecherin ist mehrsprachig aufgewachsen.

Gruppe 3: Sprecher 31 und Sprecherin 42 (Jahrgänge 1947 und 1949) gaben an, Englisch als Erstsprache erlernt zu haben. Beide führten an, das Niederdeutsche als zweite Sprache von den Großeltern gelernt oder aufgeschnappt zu haben. Ihre Eltern sprachen nur Englisch mit ihnen.



Grafik 2: Geburtsjahre und Anzahl der Informanten in den Gruppen 1-3

Zusammenfassend läßt sich folgendes feststellen:

Von den 46 Informanten insgesamt hat eine überwältigende Mehrheit von 36 Sprechern Niederdeutsch als Erstsprache erlernt (in einem Fall neben Niederdeutsch auch Standarddeutsch). 28 dieser 36 Sprecher sprachen während ihrer Kindheit allein Niederdeutsch; sie wurden zwischen 1912 und 1939 geboren. 7 der 36 Sprecher erlernten in ihrer Kindheit Englisch als Zweitsprache; sie wurden zwischen 1914 und 1929 geboren. Nur eine Sprecherin (Nr. 12), die Niederdeutsch als Erst- und Englisch als Zweitsprache erlernte, wurde 1951 geboren und fällt hier aus diesem Grund besonders auf. Allein 20 aller 36 Informanten, die Niederdeutsch als Erstsprache erlernten, wurden in den 1920er Jahren geboren. Niederdeutsch als Erstsprache scheint bei der Erziehung ab Ende der 1930er/Anfang der 1940er Jahre jedoch nur noch eine untergeordnete Rolle gespielt zu haben. Grafik 2 verdeutlicht, daß sich in den 1930er Jahren der Ablöseprozeß vom Niederdeutschen zum Englischen verstärkte, der sich seit etwa 1940 im wesentlichen vollzogen zu haben scheint.

Acht der 46 Sprecher sind zweisprachig mit Niederdeutsch und Englisch aufgewachsen (vgl. 3.1.2.1). Sie wurden zwischen 1914 und 1941 geboren (davon drei in den 1930er Jahren). Dieses Ergebnis unterstreicht die obige These, daß offensichtlich verstärkt seit etwa den 1930er Jahren die Kinder nicht mehr

nur monolingual in Niederdeutsch erzogen wurden sondern (bewußt) bilingual in Niederdeutsch und Englisch als Ergebnis eines Ablöseprozesses von einer Sprache in die andere. Zu erklären ist dieses Phänomen möglicherweise durch die schulische Situation. Diese soll in 4.3.2 dargestellt werden.

Wenn man die Sprecher der Gruppe 1 b), die Niederdeutsch als Erstsprache, Englisch aber noch im Vorschulalter als Zweitsprache erlernt haben (s. o.) an dieser Stelle zu den zweisprachigen Sprechern hinzuzählt, wird umso deutlicher, daß eine verstärkte Besinnung auf die englische Sprache seit den 1930er Jahren stattgefunden haben muß. Vier der sieben Sprecher der Gruppe 1 b) wurden nämlich Ende der 1920er Jahre geboren und erlernten Englisch also zu Anfang der 1930er Jahre.

Durch die nicht sehr hohe Sprecheranzahl in Gruppe 2 insgesamt muß diese erste Beobachtung noch vorsichtig betrachtet werden, denn möglich wäre hier eine zufällige Konzentration von Sprechern mit Geburtsjahr in den 1930er Jahren, die nur repräsentativ für diese Interviewreihe gelten mag.

Zwei Respondenten haben Englisch als Erstsprache erlernt. Sie wurden 1947 und 1949 geboren. Hier wird deutlich, daß offensichtlich ein Sprachwechsel stattgefunden hat. Nach dem Zweiten Weltkrieg scheint der ungesteuerte Spracherwerb des Niederdeutschen nicht mehr stattzufinden¹³⁸ (dieses deutet sich schon verstärkt in den 1930er Jahren an, denn das zeigen die entsprechenden Sprecher der Gruppe 2, die bilingual aufgewachsen sind).

Die Tatsache, daß der ungesteuerte Spracherwerb des Niederdeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr als gesichert betrachtet werden kann, hängt sicherlich mit der allgemeinen Stigmatisierung all dessen, was mit Deutschland in Verbindung gebracht wurde, während des Ersten und vor allem des Zweiten Weltkrieges zusammen (vgl. WIRRER 1999a, S. 176)¹³⁹; Menschen verschwiegen häufig ihre deutsche Herkunft, um aus Angst vor Verachtung ihre Zugehörigkeit zum politischen Gegner zu verbergen. Dieses könnte eng verbunden sein mit der sprachlichen Situation in der Schule. Diese soll in 4.3.2 betrachtet werden und unterstützt möglicherweise die obige Annahme.

138 Sprecherin 12 (Jahrgang 1951) der Gruppe 1 b) widerlegt die Hypothese. Da sie 1951, also 6 Jahre nach Ende des 2. Weltkrieges geboren wurde, müßte sie theoretisch mit Englisch als Erstsprache aufgewachsen sein. Tatsächlich ist sie allerdings mit Niederdeutsch als Erstsprache und Englisch als Zweitsprache groß geworden (vgl. Grafik 2). Das bedeutet, daß der ungesteuerte Spracherwerb im allgemeinen vermutlich nach dem 2. Weltkrieg abgebrochen war (vgl. auch WIRRER, New Melle, MO 63365: Sprecherin 21, Sprecher 34, S. 172), daß trotzdem einige Sprecher auch danach offensichtlich noch Niederdeutsch als Erstsprache erlernt haben. Aufgrund der zu begrenzten empirischen Basis, vor allem Sprecher der 1940er Jahrgänge betreffend, kann dieses Ergebnis nur als vorläufig gelten.

139 Auf der anderen Seite gab es einen gewissen Schutz vor Diskriminierung für die niederdeutsche Sprache, da Niederdeutsch häufig für Niederländisch gehalten wurde (Informationen nach mündlichen Mitteilungen von Friedrich SCHÜTTE).

4.3.1.2 Geschwister

In diesem Abschnitt soll betrachtet werden, wann die Geschwister der Respondenten geboren wurden und welche Sprache ihre Erstsprache war, um diese Ergebnisse mit den Ergebnissen aus 4.3.1.1 verknüpfen zu können.

35 Sprecher konnten Angaben über ihre Geschwister machen; sie wurden zwischen 1914 und 1958 geboren. 11 Respondenten haben keinerlei Angaben zu Geschwistern gemacht bzw. hatten keine solche.

Von den 35 Interviewpartnern mit Brüdern und Schwestern sagten 29 aus, ihre Geschwister seien mit Niederdeutsch als Erstsprache aufgewachsen; diese Geschwister wurden von 1914-1945 geboren, mit häufigen Nennungen in den 1920er und 1930er Jahren (die 1940er Jahre wurden nur sechsmal genannt, wohingegen die 1910er, 20er und 30er Jahre insgesamt fünfundfünfzigmal angeführt wurden¹⁴⁰). Fünf Sprecher gaben an, ihre Geschwister hätten Englisch als Erstsprache erlernt. Diese Geschwister wurden zwischen 1928 und 1945 geboren. Einer dieser fünf Sprecher ergänzte, sein 1932 geborener Bruder sei wie er zweisprachig mit Niederdeutsch und Englisch aufgewachsen, wohingegen die jüngeren Geschwister nur noch Englisch zuhause lernten.

Sprecherin Nr. 12 (Jahrgang 1951) gab als einzige Sprecherin mit nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen Geschwistern an, alle drei (geboren von 1945-1958) hätten wie sie Niederdeutsch als Erstsprache erlernt. Ihre jüngste Schwester sei eine der jüngsten Niederdeutschsprecherinnen in der Umgebung von Cole Camp, MO. Wie schon in 4.3.1.1 bemerkt, scheint Sprecherin Nr. 12 mit ihrer Familie eine große Ausnahme zu bilden, da sie und ihre Schwestern im Vergleich zu den anderen Respondenten als einzige nach dem Zweiten Weltkrieg Geborene noch Niederdeutsch als Erstsprache erlernt hatten.

Die Ergebnisse dieser Betrachtungen bestätigen insgesamt die Eindrücke und ersten Feststellungen aus 4.3.1.1. So läßt sich auch bei den Geschwistern der Interviewpartner aufzeigen, daß eine große Mehrheit der bis zum Ende des 2. Weltkriegs Geborenen Niederdeutsch als Erstsprache erlernte. Auffällig bei den angegebenen Geburtsjahren für die Gruppe der vor dem 2. Weltkrieg Geborenen ist, daß die 1920er und 30er Jahre häufig genannt wurden.¹⁴¹ Nur ein Sprecher betonte, sein Bruder (Jahrgang 1932) sei bilingual aufgewachsen. Schon in

140 Zum Teil haben die Sprecher keine genauen Angaben zu den Geburtsjahren ihrer Geschwister gemacht. So kann man nur von den Jahrgängen der Informanten selbst Rückschlüsse auf die Geschwister ziehen (sofern zumindest die Angabe „älter“ oder „jünger“ zu den Brüdern und Schwestern gemacht wurden).

141 Da einige dieser 29 Sprecher keine genauen oder überhaupt keine Angaben zu den Geburtsjahren der Geschwister machen konnten, soll dieser Punkt hier nur peripher betrachtet werden.

4.3.1.1 konnte festgestellt werden, daß die meisten bilingualen Sprecher in den 1930er Jahren geboren wurden und sich seitdem offenbar ein langsamer aber stetiger Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Englischen vollzog. Wie in 4.3.1.1, so kann auch für die Gruppe der Geschwister anhand der Geburtsjahre festgestellt werden, daß die zum Ende bzw. nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen zumeist Englisch als Erstsprache erlernt haben und der Sprachwechsel sich bis dahin im allgemeinen zu vollziehen haben scheint.

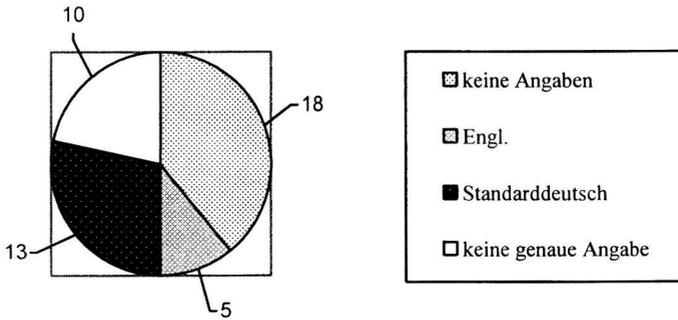
Abschließend läßt sich festhalten, daß Eltern ihre z. T. in verschiedenen Jahrzehnten geborenen Kinder nicht unbedingt mit derselben Erstsprache erzogen haben. Die dargestellten Fälle verdeutlichen eine Umorientierung bzw. Anpassung der Eltern an die sie umgebenden Einflüsse der Umwelt: Die Kinder, die bis in die 1930er Jahre geboren wurden, erlernten von ihren Eltern zumeist Niederdeutsch als Erstsprache, so wie die Eltern selbst mit dieser Sprache aufgewachsen sind. Zum Teil erlernten diejenigen, die zwischen 1930 und 1944/45 – während des allgemeinen Ablöseprozesses vom Niederdeutschen zum Englischen – geboren wurden, Niederdeutsch und Englisch gleichzeitig. Für die nach 1944/45 Geborenen war fast ausnahmslos Englisch die Erstsprache. Daraus können sich demgemäß verschiedene Erstsprachen innerhalb einer Nachfahren- generation bzw. innerhalb einer Familie ergeben.

4.3.2 Schulzeit

Bis 1917, als die USA in den Ersten Weltkrieg eintraten, gab es zahlreiche zweisprachige Schulen in den USA, in denen Standarddeutsch und Englisch im Unterricht gesprochen wurden. Danach war Standarddeutsch aufgrund der politischen Verhältnisse keine gesellschaftlich relevante Sprache mehr (LÖFFLER 1994, S. 74). Niederdeutsch war nie Unterrichtssprache.

Da keiner der Respondenten der 1997er Interviewreihe vor Beginn des Ersten Weltkrieges eingeschult wurde, antworteten alle Sprecher entsprechend, daß die Unterrichtssprache allein Englisch war.

In diesem Abschnitt sollen drei zentrale Punkte die Schule betreffend im Mittelpunkt stehen: 1.) Wieviele der Sprecher hatten noch Standarddeutsch als Unterrichtsfach? 2.) Welche Sprache sprachen die Kinder mit ihren Schulkameraden in der Pause auf dem Schulhof? 3.) Welche Meinung hatten andere von Niederdeutschsprechern? Wurden sie benachteiligt, weil sie Niederdeutsch sprachen?



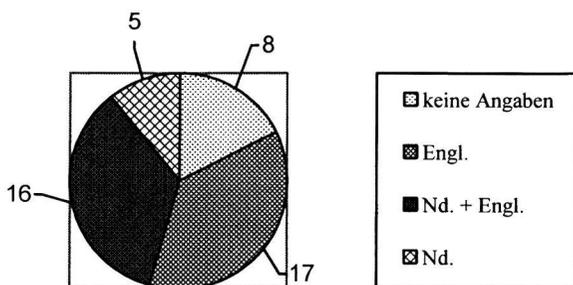
Grafik 3: Standarddeutsch als Schulfach, Anzahl der Informanten

Zur ersten Frage läßt sich folgendes feststellen: 13 von 46 Sprechern gaben an, Standarddeutsch im Schulunterricht erlernt zu haben (vgl. Grafik 3). Betrachtet man die Einschulungsjahre der einzelnen Sprecher, wird deutlich, daß 8 dieser 13 Sprecher, also die Mehrheit, von 1930 bis 1935 eingeschult wurden.¹⁴² Die restlichen 5 Sprecher kamen 1919, 1920, 1924, 1941 und 1944 zur Schule. Dieses Resultat ergibt sich vermutlich aus der hohen Anzahl von Sprechern insgesamt, die in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre geboren wurden (vgl. 3.2.4.1), denn folglich wurden diese Sprecher in der ersten Hälfte der 1930er Jahre eingeschult. Da die Sprecher keine Angaben zur Schulform gegeben haben (z. B. ob sie eine kirchliche oder staatliche Schule besuchten), und da unter den Sprechern, die Standarddeutsch in der Schule erlernt haben, sowohl Sprecher aus Missouri wie auch aus Illinois vertreten waren, lassen sich aus dem oben dargestellten Ergebnis keine eindeutigen Schlußfolgerungen ziehen. Auffällig bleibt allein, daß fast alle 7 Sprecher aus Hoyleton, ILL. zu den 13 Sprechern gehörten, die Standarddeutsch erlernt haben; der einzige Sprecher aus Hoyleton ohne standarddeutschen Unterricht (Sprecher Nr. 31) wurde 1947 geboren und kam etwa 1953 zur Schule. Vermutlich besuchten alle Sprecher aus Hoyleton dieselbe Schule und folglich den gleichen Unterricht. Sprecher Nr. 31 ging entweder auf eine andere Schule oder Standarddeutsch war hier seit den 1950er Jahren nicht mehr Teil des Unterrichts. Näheres dazu ließ sich bei Sprecher Nr. 31 nicht ermitteln.

142 HEINRICH stellt fest: „Der erste Weltkrieg brachte schnelle und drastische Veränderungen. (...) In den frühen zwanziger Jahren lernten die jüngeren Kinder bereits nicht mehr, Deutsch zu sprechen oder zu verstehen. Und in den vierziger Jahren konnten die jüngeren Jugendlichen in keiner Weise mehr irgendeine Form von Deutsch verstehen.“ (HEINRICH, Bevölkerung deutscher Herkunft in Südwest-Illinois, S. 25f.) Die vorliegende Untersuchung zeigt dagegen auf, daß viele Schülerinnen und Schüler offensichtlich auch in den 1920er Jahren und später noch Standarddeutsch in der Schule erlernten.

Nur 5 der insgesamt 46 Sprecher verneinten eindeutig die Frage, ob Standarddeutsch in der Schule gelehrt wurde. Die Einschulungsjahre der Sprecher decken alle Jahrzehnte bis zu den 1950er Jahren ab; die Respondenten kamen auch hier sowohl aus Illinois als auch aus Missouri. Zehn der 46 Sprecher antworteten pauschal auf die Frage, wie die sprachliche Situation im Schulunterricht war: „In de School, dat was allns Engelsch“. Diese Aussage kann einerseits bedeuten, daß sich der Sprecher nicht mehr genau an die Schulzeit erinnern kann, oder andererseits, daß die Unterrichtssprache allein Englisch war. Möglicherweise deuteten die Sprecher auch darauf hin, daß sie keinen standarddeutschen Unterricht kennengelernt haben. Da sie keine weiteren Angaben diesbezüglich gemacht haben, sind ihre Aussagen nicht weiter interpretierbar.

18 der insgesamt 46 Interviewpartner machten keinerlei Angaben zu den erlernten Unterrichtssprachen, so daß bezüglich des Standarddeutschen im Unterricht kaum ein für die untersuchte Gruppe repräsentatives Ergebnis erstellt werden kann.



Grafik 4: Anzahl der Informanten nach Sprachgebrauch auf dem Schulhof

Da bei der Frage der sprachlichen Situation in den Unterrichtspausen auf dem Schulhof nur 8 Sprecher keine Angabe machten (vgl. Grafik 4), erscheint dieser Punkt ergiebiger als der letzte. Als Ergebnis läßt sich folgendes aufzeigen: 17 Sprecher redeten mit ihren Klassenkameraden in den Pausen allein Englisch, 16 sowohl Englisch als auch Niederdeutsch und 5 Sprecher nur Niederdeutsch. Wenn man davon absieht, daß hier möglicherweise Gefälligkeitsantworten gegeben wurden, erscheint es erstaunlich, daß 5 Respondenten (Einschulungsjahre 1925, 1932, 1933, 1934 und 1940) gar kein Englisch auf dem Schulhof sprachen, obwohl die Mehrheit der Schulkinder wahrscheinlich kein Niederdeutsch sprechen konnte. Die Schuleintrittsjahre und die Wohnorte der Sprecher sind in allen drei hier beschriebenen Sprechergruppen gleichmäßig verteilt, so daß man auch

hier weder jahres- noch ortsspezifische Feststellungen treffen kann. Die Verteilung von Respondenten, die nur Englisch sprachen und von Sprechern, die Englisch und Niederdeutsch auf dem Schulhof redeten (je nach Sprachpräferenz des Gegenübers und eventueller Sprachgruppenzugehörigkeit) verdeutlicht jedoch, daß die niederdeutsche Sprache – unabhängig vom Alter der Sprecher – noch zu einem großen Teil auf dem Schulhof gesprochen wurde, obwohl sie während des Schulunterrichts überhaupt nicht benutzt wurde.¹⁴³ Fünf Interviewpartner (Sprecher Nr. 9, 15, 21, 27 und 38, eingeschult zwischen 1919–44) unterstrichen, sie hätten seit Ende des Zweiten Weltkrieges auf dem Schulhof gar kein Niederdeutsch mehr gesprochen, sondern nur noch Englisch; alle anderen Respondenten brachten die Wahl der Schulhofsprache nicht in Zusammenhang mit dem Krieg.

13 Sprecher insgesamt nahmen zu der Frage Stellung, ob sie in ihrer Schulzeit durch ihre Mitschüler oder Lehrer diskriminiert wurden, nur weil sie Niederdeutsch sprachen. Im allgemeinen wurde bestätigt, daß es den Niederdeutsch-Sprechern gegenüber keine Vorurteile gab; 2 Sprecher (Nr. 26 und 38) erwähnten jedoch, die Lehrer seien ärgerlich geworden, wenn die Kinder Niederdeutsch miteinander sprachen. Aus diesem Grund versuchten sie, Niederdeutsch zu vermeiden.

Der Vollständigkeit halber sei abschließend noch festgestellt, daß 22 Interviewpartner (alle Gruppe 1 a) nach der Einteilung aus 4.3.1.1) bei Schuleintritt noch kein einziges Wort Englisch sprechen konnten, obwohl Englisch die Unterrichtssprache war. 23 weitere Sprecher sagten aus, sie hätten schon mehr oder weniger gut Englisch gesprochen; eine Sprecherin (Nr. 18) machte keine Angabe. Da es offensichtlich für die mit der niederdeutschen Sprache aufgewachsenen Schüler keinen Angleichsunterricht gab (vgl. WIRRER 1999a, 175), wurde der niederdeutschen Sprecherpopulation der Schulbeginn deutlich erschwert.

Ein Befund erstaunt zunächst: Nach der in 4.3.1.1 getroffenen Einteilung der Sprecher nach den Sprachen, die sie in der Kindheit (vor Schuleintritt) erlernt haben, müßten alle Sprecher der Gruppen 1 a) und 1 c), die mit Niederdeutsch (bzw. Niederdeutsch und Standarddeutsch) aufgewachsen sind, zum Parameter Schulzeit aussagen, sie hätten Englisch erst in der Schule erlernt. Tatsächlich

143 Vgl. die Ergebnisse die Schule betreffend zu einer ländlichen Gemeinde in Iowa bei MERTENS, Vom (Nieder-)Deutschen zum Englischen, S. 154–162. MERTENS kommt zu der Annahme, daß es auf dem Schulhof zu einer Spaltung der Klassengemeinschaft in englisch- und niederdeutschsprachige Gruppen kam. Diese Aufspaltung der Sprachgemeinschaft läßt sich hier anhand der von WIRRER untersuchten Gruppe jedoch nur bedingt bestätigen, da immerhin 16 Sprecher angaben, sowohl Englisch als auch Niederdeutsch gesprochen zu haben. Diese Sprecher haben sich folglich nicht der einen oder anderen Gruppe zugeordnet; von Aufspaltung kann demgemäß zumindest bei diesen 16 Sprechern keine Rede sein.

zeigt sich aber, daß 6 Sprecher doch schon etwas Englisch sprachen. Da sie dieses – nach eigenen Aussagen – jedoch nicht von ihren Eltern erlernt haben, erscheint fraglich, von wem sie Englisch erlernt haben. Möglich wäre, daß diese Sechs Sprecher dem Interviewer gegenüber eine Kompetenz der englischen Sprache vorgaben, die so nicht existierte. Wahrscheinlich ist, daß diese Sprecher ein wenig Englisch während ihrer Kindheit von ihren Spielkameraden erlernten; zumindest Fünf der sechs Sprecher gaben an, neben Niederdeutsch auch Englisch mit anderen Kindern gesprochen zu haben. Wie Sprecherin 24 (Jahrgang 1912) etwas Englisch erlernt hat, obwohl sie während ihrer gesamten Kindheit mit den Eltern, Geschwistern und auch Spielkameraden allein Niederdeutsch gesprochen hat, bleibt jedoch rätselhaft.

4.3.3 Kirche

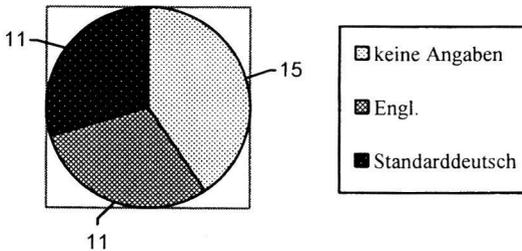
Nach Gründung der ersten Kirchengemeinden im Mittleren Westen der USA mit deutschstämmigen Bewohnern hielt das Standarddeutsche nicht nur in den Schulen als Unterrichtsfach sondern auch in den Kirchen als Sprache im protestantischen Gottesdienst und während der Konfirmation Einzug¹⁴⁴ (bei den wenigen katholischen Kirchengemeinden wurden die Messen zunächst in lateinischer Sprache gelesen). Im kirchlichen Kontext spielte das Niederdeutsche überhaupt keine Rolle. Heutzutage ist auch das standarddeutsche Element fast gänzlich aus dem kirchlichen Bereich verschwunden; nur noch selten – zu besonderen Anlässen – wird in einzelnen Gemeinden ein Gottesdienst auf Standarddeutsch gehalten.¹⁴⁵

Der Parameter Kirche soll an dieser Stelle zweierlei aufzeigen: a) seit wann die Konfirmation bei den Protestanten auf Englisch und nicht mehr auf Standarddeutsch durchgeführt wurde (für die Katholiken hatte der Kommunionunterricht immer schon auf Englisch stattgefunden); b) wann die standarddeutschen Gottesdienste in der protestantischen Kirche bzw. die lateinischen Messen in den katholischen Gemeinden von englischen abgelöst wurden. Die Interviews sollen klären, welche Umstände die Wahl der Sprache in der Kirche beeinflußt haben können.

144 Damit verbunden war auch die Benutzung einer deutschen Bibel und eines auf Standarddeutsch geschriebenen Katechismus, bestätigt Sprecherin Nr. 12.

145 Sprecher Nr. 41 berichtet, daß in Wartburg und in Altenburg, MO. jährlich ein Gottesdienst auf Standarddeutsch gehalten wird.

a) Zunächst sind die Interviewpartner nach protestantischen, wohl zumeist lutherischen (Gruppe 1), und katholischen Informanten (Gruppe 2) zu unterscheiden. Für Gruppe 1 ergeben sich folgende Zahlen: 37 der 46 Sprecher sind protestantisch und wurden konfirmiert. Angesichts dieser hohen Sprecherzahl erscheint es sinnvoll, diese in Untergruppen zu unterteilen. Alle Informanten, die in Standarddeutsch konfirmiert wurden, bilden Gruppe 1 a). Die auf Englisch konfirmierten Sprecher bilden Gruppe 1 b), und die Sprecher ohne Angabe zur sprachlichen Situation während des Konfirmandenunterrichts gehören zu Gruppe 1 c) (vgl. Grafik 5).



Grafik 5: Anzahl der protestantischen Informanten nach Sprachgebrauch im Konfirmandenunterricht und bei der Konfirmation

Gruppe 1 a): Elf Sprecher gehören zu dieser Gruppe. Sie wurden zwischen 1928 und 1941 auf Standarddeutsch konfirmiert.

Gruppe 1 b): Zu dieser Gruppe gehören ebenfalls elf Informanten. Sie wurden zwischen 1923 und 1964 auf Englisch konfirmiert.

Gruppe 1 c): 15 Sprecher machten keine Angaben darüber, ob sie auf Standarddeutsch oder auf Englisch konfirmiert wurden.

Bei dieser ersten Einteilung zeichnet sich bereits ein erstes Ergebnis ab: nach 1941 wurde offensichtlich kein Sprecher mehr auf Standarddeutsch konfirmiert (siehe Gruppe 1 a)). Da englischsprachige Konfirmationen bereits zu Anfang der 1920er Jahre eingesetzt haben (siehe Gruppe 1 b)), kann man davon ausgehen, daß etwa zwischen 1923 und 1941 (und wahrscheinlich auch schon vorher¹⁴⁶, aber für diese Zeit fehlen Informanten in dieser Interviewreihe) – wohl von Gemeinde zu Gemeinde leicht unterschiedlich – ein Ablöseprozeß vom deutschen zum englischsprachigen Konfirmandenunterricht stattgefunden hat, der mit Be-

146 MERTENS gibt für die Gemeinde Holstein/Iowa das Jahr 1921 für den Beschluß der Einleitung eines Sprachenwechsels im Zuge des während des Ersten Weltkrieges ausgesprochenen Sprachverbotes an (MERTENS, Vom (Nieder-)Deutschen zum Englischen, S. 169).

ginn der 1940er Jahre vollzogen zu sein scheint. Einer der Gründe für diesen Ablöseprozeß liegt mit Sicherheit in den während des Ersten Weltkrieges ausgesprochenen Sprachverboten und deren Nachwirkungen in den 1920er Jahren (MERTENS 1993, S. 168).

b) Als zweites soll betrachtet werden, wann sich der Ablöseprozeß in der Liturgie vollzogen hat (jeweils für die protestantischen und die katholischen Sprecher getrennt). Da diese Frage nicht abhängig von der Sprachverwendung während des Konfirmandenunterrichts ist, werden die protestantischen Sprecher der Gruppe 1 wieder zusammengenommen. Es wird die Hypothese zu überprüfen sein, ob der sprachliche Ablöseprozeß im Gottesdienst ebenfalls mit dem Ersten Weltkrieg verbunden ist.

Bei der Analyse der Interviews wird deutlich, daß die protestantische Liturgie nicht abrupt vom Standarddeutschen zum Englischen wechselten. Die Mehrzahl der Informanten bestätigte, daß sich der Wechsel allmählich, d. h. über Jahrzehnte, vollzog. Zunächst beschloß man, drei standarddeutsche und einen englischen Gottesdienst pro Monat zu führen, dann ging man zu zwei standarddeutschen und zwei englischen über. Einige Jahre später wurde nur noch ein Gottesdienst pro Monat auf Standarddeutsch abgehalten. Schließlich gab man diesen auch auf, und somit war das Deutsche eliminiert. Wann begann dieser Ablöseprozeß nun? War es ähnlich wie beim Konfirmandenunterricht, daß hier der Erste Weltkrieg als Auslöser betrachtet werden kann?

Durch die Interviews läßt sich nicht eindeutig feststellen, wann sich der Ablöseprozeß bezüglich der Sprache im Gottesdienst in Gang setzte. Aufzeigen läßt sich jedoch, bis wann sich der Wechsel offensichtlich vollzogen hat.

Insgesamt 20 von 46 Sprechern haben eine Auskunft darüber geben können, zu welchem Zeitpunkt das Standarddeutsche im kirchlichen Kontext nicht mehr angewendet wurde. Als Ergebnis läßt sich folgendes konstatieren: 12 von den 20 Informanten gaben an, daß die standarddeutschen Gottesdienste bis zum Ende des Krieges oder spätestens bis 1947 eingestellt wurden. Die anderen 10 Sprecher äußerten, daß noch bis in die 1950er Jahre ein Sonntag im Monat für den standarddeutschen Gottesdienst reserviert wurde.¹⁴⁷

Höchstwahrscheinlich setzte der Ablöseprozeß von der deutschen zur englischen Sprache in der Liturgie wie im Konfirmandenunterricht schon während oder kurz nach dem Ersten Weltkrieg ein. Leider gaben die Informanten keine näheren Auskünfte über den Beginn dieses Prozesses, aber da der Ablöseprozeß für die Konfirmanden schon in den 1920er Jahren einsetzte, scheint es konsequent, daß sich die Gottesdienste diesem allmählich anpaßten. Der Wechsel von

147 In den Aussagen zeigen sich keine ortsgebundenen Auffälligkeiten. Die Sprecher aus Missouri sind in etwa gleich wie die aus Illinois verteilt.

der standarddeutschen zur englischen Sprache – von Gemeinde zu Gemeinde bzw. von Kirche zu Kirche sicherlich mit leichten zeitlichen Unterschieden – vollzog sich in der Liturgie jedoch eindeutig langsamer als beim Konfirmandenunterricht. Dieser wurde offensichtlich schon zu Beginn der 1940er Jahre nur noch auf Englisch geführt, während Gottesdienste bis in die 1950er Jahre einmal pro Monat auf Standarddeutsch gefeiert wurden. Gründe für diesen über ca. 30 Jahre dauernden Übergang von einer Sprache in die andere lassen sich nur mutmaßen. Möglicherweise wollte man den Besuchern des Gottesdienstes einen schnellen, überhasteten Wechsel ersparen; scheinbar fürchtete man Widerstand seitens der Verfechter der deutschen Sprache in Institutionen wie der Kirche. Zu diesem Hintergrund machten die Interviewpartner keine Angaben.

Gruppe 2 besteht aus neun katholischen Sprechern: alle acht der in St. Libory, ILL. interviewten Personen und zusätzlich ein Sprecher (Nr. 25) aus Belleville, ILL. Diese neun Informanten machten unterschiedliche Angaben zu der in der Messe gebräuchlichen Sprache. Sprecher Nr. 6 (Jahrgang 1928) stellt erwartungsgemäß fest, die Messe sei während seiner Kindheit nur in Latein gehalten worden. Genauere Angaben macht der Respondent allerdings nicht. Sprecherin Nr. 7 (Jahrgang 1932) und Sprecher Nr. 4 (Jahrgang 1919) sind sich sicher, daß die lateinischen Messen erst in den 1960er Jahren von den in den autochthonen Sprachen gehaltenen Messen abgelöst wurden. Tatsächlich wurde aufgrund eines Beschlusses des Zweiten Vatikanischen Konzils¹⁴⁸ in den 1960er Jahren festgesetzt, daß die Messen nur noch in den autochthonen Sprachen zu verlesen seien. Sprecher 9 meint sich zu erinnern, daß die Messe bis um etwa 1920 auf Latein gelesen wurde. Diese abweichende Aussage könnte möglicherweise darauf zurückzuführen sein, daß der Sprecher einer nationalkatholischen Gemeinde angehört, die die lateinischen Messen schon früher zugunsten der englischen aufgaben. Es könnte ebenso sein, daß Sprecher Nr. 9 sich einfach nicht mehr richtig an den Zeitpunkt des Wechsels erinnern kann, denn er ist der älteste interviewte männliche Sprecher (Jahrgang 1913). Diese Vermutungen müssen hypothetisch bleiben, da der Sprecher selbst keine weiteren Angaben zu seiner Kirchengemeinde gemacht hat.

148 Das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) wurde am 11.10.1962 von Papst Johannes XXIII. als 21. Ökumenisches Konzil in der Peterskirche in Rom eröffnet. Das Konzil hatte zwei Ziele: zum einen eine innere Reform der katholischen Kirche und zum anderen das Finden von Antworten auf drängende Zeitprobleme. Nach dem Tod von Johannes XXIII. im Jahre 1963 stellte sein Nachfolger Paul VI. dem Konzil vier neu formulierte Aufgaben: die Darlegung des Wesens der Kirche; die innere Erneuerung der Kirche; die Förderung der Einheit der Christen und den Dialog mit der modernen Welt. Zu den Ergebnissen des Konzils gehören vier Konstitutionen, neun Dekrete und drei Erklärungen. In den Konstitutionen wurde u. a. festgelegt, daß die Liturgie nicht mehr auf Lateinisch zu halten sei (DREHSEN, Volker; HÄRING, Hermann; KUSCHEL, Karl-Josef; SIEMERS, Helge, (Hgg.), Wörterbuch des Christentums. München 1995, S. 741f.; 1308f.).

Sprecher Nr. 5 (Jahrgang 1937) und Sprecherin Nr. 10 (Jahrgang 1940) haben nur noch an Messen auf Englisch teilgenommen. Hieran wird deutlich, daß der Ablöseprozeß der lateinischen zur englischen Messe in St. Libory, ILL. tatsächlich in den 1960er Jahren stattgefunden hat, denn zu dieser Zeit etwa besuchten die zuletzt dargestellten Sprecher Nr. 5 und Nr. 10 das Hochamt.

Sprecher 8, 11 und 25 machen keine genauen Angaben zur Sprachverwendung in der Kirche.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß eine überragende Mehrheit von 35 interviewten Personen protestantisch aufgewachsen war; demgegenüber zeigt sich, daß Menschen mit katholischem Glauben deutlich in der Minderheit sind. Offensichtlich ist St. Libory in Illinois (und möglicherweise auch Belleville, ILL.) eine katholische Gemeinde inmitten einer protestantischen Umgebung.

Da bei der untersuchten Informantengruppe niemand nach 1941 noch in Standarddeutsch konfirmiert wurde, kann die Hypothese aufgestellt werden, daß sich der Wechsel vom standarddeutschen zum englischen Konfirmandenunterricht bis zu Anfang der 1940er Jahre vollzogen haben muß. Der Wechsel der Sprache in den protestantischen Gottesdiensten hat sich dagegen bis in die 1950er Jahre hingezogen. Vermutlich kann davon ausgegangen werden, daß beide Ablöseprozesse nach dem Ersten Weltkrieg einsetzten (vgl. auch WIRNER 1999a, S. 176). Der Wechsel von der lateinischen zur englischen Messe vollzog sich noch einmal 10 Jahre später; hier eindeutig auf die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils zurückzuführen.

4.3.4 Arbeitsplatz

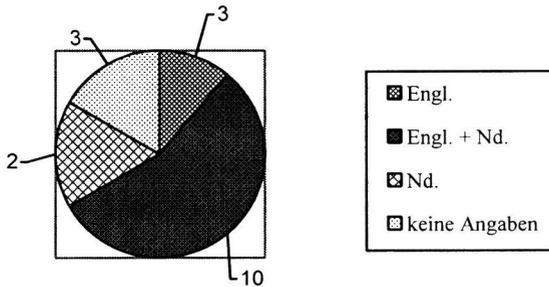
Der Parameter „Arbeitsplatz“ soll aufzeigen, inwieweit das Niederdeutsche während der Ausübung unterschiedlicher Berufe von den einzelnen Sprechern verwendet wurde.

Zunächst sollen die Sprecher wieder in Gruppen aufgeteilt werden, um die Ergebnisse transparent zu machen. Hier soll der Hauptberuf des Einzelnen (einige Sprecher übten verschiedene Berufe aus) über die Gruppenzugehörigkeit entscheiden. Die Hypothese, daß die jüngeren Sprecher vermutlich vermehrt Englisch in ihrem Beruf sprachen und sich nicht des Niederdeutschen bedienen, wird hier zu überprüfen sein. Zusätzlich soll überprüft werden, inwieweit die Berufswahl die Sprachwahl beeinflusst hat. Aus diesem Grund werden die Sprecher in Farmer, Farmer + (d. h. mindestens ein weiterer Beruf wurde neben der Landwirtschaft ausgeführt) oder Nicht-Farmer aufgeteilt. Möglicherweise ist die Geschlechterverteilung hier ebenso aufschlußreich wie die Berufswahl.

Gruppe 1: Die 18 Informanten dieser Gruppe haben während ihres aktiven Berufslebens ausschließlich als Farmer bzw. Hausfrauen gearbeitet. Die Sprecherinnen und Sprecher sollen in Gruppen 1 a), 1 b) und 1 c) unterteilt werden (vgl. Grafik 6 a).

Gruppe 1 a) setzt sich aus den Respondenten zusammen, die während ihrer Arbeit allein Niederdeutsch mit den Kollegen gesprochen haben; Gruppe 1 b) sind diejenigen, die sowohl Niederdeutsch als auch Englisch während der Arbeit sprachen, und die Sprecher der Gruppe 1 c) wählten allein Englisch.

Gruppe 1: Farmer



Grafik 6 a: Anzahl der Informanten nach Sprachgebrauch

Gruppe 1 a): 2 weibliche Interviewpartner (geboren 1918 und 1919) und ein männlicher Sprecher (Jahrgang 1927) haben während ihrer gesamten Arbeitszeit als Farmer ausschließlich Niederdeutsch gesprochen.

Gruppe 1 b): Zu dieser Gruppe gehören 9 männliche und 1 weibliche Sprecherin. Ihre Geburtsjahre sind die folgenden: 1919, 1920, 1924, 1925, 1927, 3 x 1928, 1929 und 1938. Alle 10 Informanten gaben an, bei der Arbeit sowohl Niederdeutsch als auch Englisch gesprochen zu haben. Und doch unterscheiden sich diese 10 Sprecher untereinander bezüglich ihrer Sprachwahl: Sprecher Nr. 4 und Nr. 16 (Jahrgänge 1919 und 1927) gaben an, als Kinder und Jugendliche allein Niederdeutsch während der Arbeit verwendet zu haben, im Erwachsenenalter jedoch nur noch Englisch und gar kein Niederdeutsch mehr. Die beiden Sprecher machten keine genauen Angaben darüber, wann sich dieser Bruch vollzogen hatte.

Die Informanten Nr. 19, 27 und 38 (Jahrgänge 1925, 1929 und 1938) erinnerten sich, daß sie deutlich mehr Niederdeutsch als Englisch bei ihrer Arbeit sprachen. Sprecher Nr. 19 und Sprecherin Nr. 38 stellten fest, daß sie zumeist

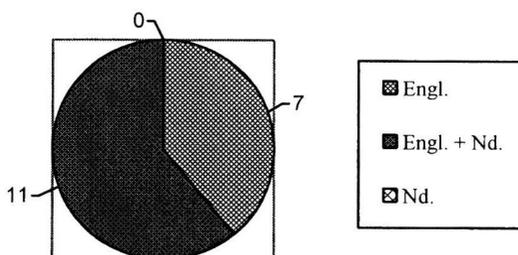
nur bei anfallenden Arbeiten mit Mechanikern oder in der Reparaturwerkstatt die englische Sprache benutzen.

Sprecher Nr. 6, Nr. 14 und Nr. 33 (2 x Jahrgänge 1928 und 1 x 1920) sprachen deutlich mehr Englisch als Niederdeutsch bei ihrer Arbeit. Sprecher Nr. 6 bemerkte, es sei vor allem die niederdeutsche Sprache benutzt worden, wenn die Jüngerer nicht verstehen sollten, worüber geredet wurde. Im allgemeinen wurde nur mit wenigen Leuten, die auch Sprecher des Niederdeutschen waren, kein Englisch benutzt.

Sprecher Nr. 17 und Nr. 28 (Jahrgänge 1924 und 1928) machten keine weitere Angabe zu ihrer sprachlichen Präferenz während der Arbeitszeit.

Gruppe 1 c): 2 weibliche Informanten (Jahrgänge 1914 und 1932), die als Beruf „Hausfrau“ angaben, versicherten, sie hätten stets Englisch und nie Niederdeutsch gesprochen. Inwieweit diese beiden Sprecherinnen zusammen mit anderen Arbeitern in der Landwirtschaft (z. B. bei der Feldarbeit) tätig waren oder nur im Haushalt als Ehefrau und Mutter, läßt sich nicht eindeutig klären. Sprecherin Nr. 36 ergänzte, sie habe auch bei den Nachbarn im Haushalt geholfen, was – ebenso wie die Aussage, man habe allein Englisch gesprochen – darauf hindeuten könnte, daß beide Interviewpartnerinnen nur im Haushalt und nicht als Bäuerin tätig waren. 3 weitere Sprecherinnen (Jahrgänge 1912, 1914 und 1928) nannten als Beruf „Hausfrau“. Sie machten jedoch keinerlei Angaben zur Sprachverwendung bei der Arbeit. Für sie gilt wie für die obigen 2 Sprecherinnen, daß sich nicht genau festlegen läßt, inwieweit sie in der Landwirtschaft oder nur im Hause gearbeitet haben.

Gruppe 2: Farmer +



Grafik 6 b: Anzahl der Informanten nach Sprachgebrauch

Die 18 Sprecher aus Gruppe 2 (vgl. Grafik 6 b) haben in unterschiedlichen Berufen gearbeitet; dabei wurden neben der Arbeit auf der elterlichen oder eigenen Farm folgende Berufe am häufigsten genannt (Mehrfachnennungen

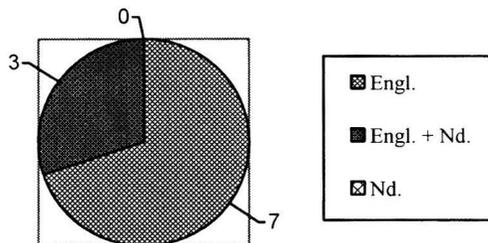
möglich): Lkw-Fahrer, Sekretärin, Fabrikarbeiter und Postbeamter mit jeweils 3 Nennungen; Autohändler, Busfahrer, Versicherungsangestellter, Elektriker, Straßenarbeiter, Eisenbahner, Auktionator und Bankangestellter mit jeweils einer Nennung.

Die Informanten lassen sich in zwei Untergruppen einteilen: auf der einen Seite diejenigen, die allein Englisch während der Arbeitszeit mit ihren Kollegen sprachen (Gruppe 2 a)) und auf der anderen Seite diejenigen, die Englisch und auch Niederdeutsch am Arbeitsplatz gesprochen haben (Gruppe 2 b)).

Gruppe 2 a): Zu dieser Untergruppe gehören 5 männliche und 2 weibliche Respondenten. Ihre Geburtsjahre sind 1927, 1928, 1932, 1934, 1937, 1940 und 1941. Sie haben sowohl auf der Farm gearbeitet als auch in einem anderen Betätigungsfeld und gaben an, während ihrer Arbeitszeit – egal in welchem Bereich – allein Englisch gesprochen zu haben.

Gruppe 2 b): Zu dieser Gruppe gehören 1 Sprecherin und 10 Sprecher mit folgenden Geburtsjahren: 1913, 1914, 1923, 2 x 1924, 1925, 2 x 1926, 1927, 1931 und 1938. Von diesen 11 Informanten gaben 5 an, der Gebrauch des Niederdeutschen oder Englischen sei vom jeweiligen Beruf abhängig gewesen. Als Farmer hätten sie allein Niederdeutsch gesprochen, während der Ausübung des anderen Berufes bzw. ihrer anderen Berufe sei wiederum allein Englisch gesprochen worden. 6 Sprecher machten die Sprachwahl nicht von ihren Berufen sondern von ihren Kollegen oder Kunden abhängig. Wenn sie wußten, daß ihr Gegenüber Niederdeutsch sprechen konnte, wählten sie diese Sprache für die Kommunikation. Konnte ihr Gegenüber kein Niederdeutsch sprechen, bedienten sie sich des Englischen.

Gruppe 3: andere Berufe



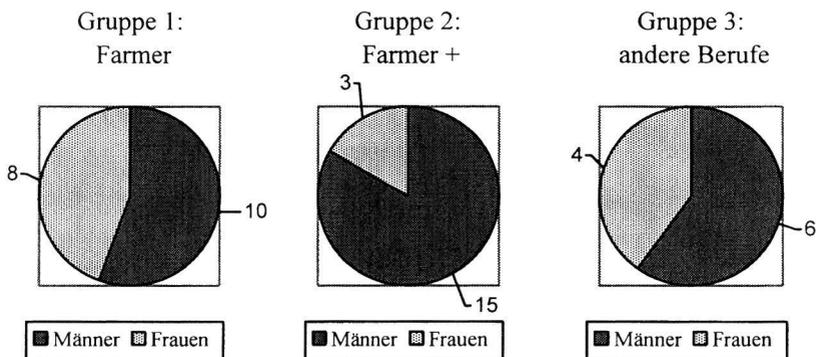
Grafik 6 c: Anzahl der Informanten nach Sprachgebrauch

Gruppe 3) (vgl. Grafik 6 c): Die 10 Sprecher arbeiteten als Lkw-Fahrer (2 Nennungen), als Zimmermann, im Verlagswesen, in der Schuhfabrik, bei einer Telefongesellschaft, als Lehrer, Sekretärin, Buchhändler, Krankenschwester,

Busfahrer, Mechaniker und Bauunternehmer, jedoch niemals in der Landwirtschaft (jeweils 1 Nennung). Auch bei dieser Gruppe können zwei Untergruppen gebildet werden:

Gruppe 3 a): Die 7 Sprecher dieser Gruppe (4 weibliche und 3 männliche) sprachen während der Arbeitszeit allein Englisch mit Kollegen und Kunden. Die Geburtsjahre der Informanten sind: 1922, 1926, 1927, 1935, 1939, 1947 und 1949.

Gruppe 3 b): Diese 3 Informanten (2 Sprecherinnen, 1 Sprecher) wurden 1934, 1936 und 1951 geboren. Sie machten die Wahl der Kommunikationssprache von der Kompetenz ihrer Kollegen bzw. Kunden abhängig und sprachen aus diesem Grund mit einigen wenigen Leuten noch Niederdeutsch während ihres Berufslebens.



Grafik 7: Anzahl und Geschlecht der Informanten nach Berufen

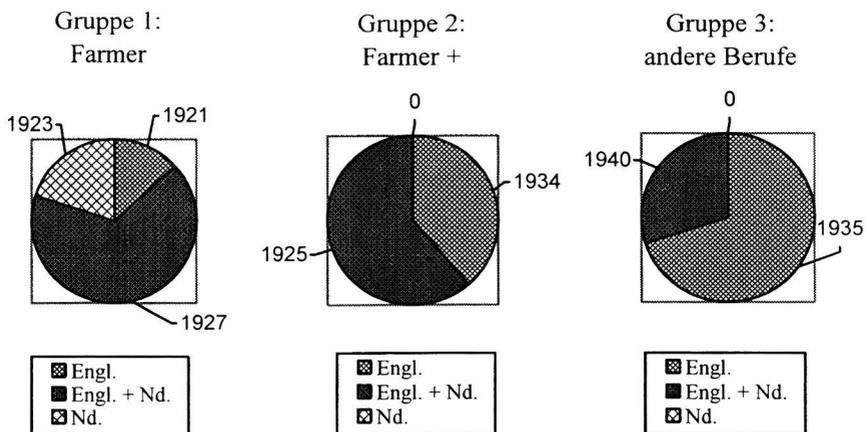
Zusammenfassend läßt sich feststellen:

1.) Es wird deutlich, daß der Beruf des Farmers bzw. der Hausfrau – wenn auch nicht als alleiniger Beruf – von insgesamt 36 Personen der Interviewreihe ausgeführt wurde (davon 11 Frauen und 25 Männer) (vgl. 4.2). Sechs der insgesamt 17 weiblichen Informanten und nur vier der insgesamt 29 männlichen Respondenten arbeiteten zeitlebens in ganz anderen Berufen. Bei der Geschlechterverteilung kann man feststellen, daß die meisten Frauen sich auf die Gruppen 1 (Bäuerin oder Hausfrau) oder 3 (ein anderer Beruf) verteilen (vgl. Grafik 7). In der Gruppe 2 (Bäuerin/Hausfrau und ein anderer Beruf) dagegen sind nur 3 Sprecherinnen vertreten. Die Entscheidung für einen einzigen Beruf, der zeitlebens ausgeführt wird, drückt also eine eher passive Haltung und eine vermutlich geringere Flexibilität der Frauen bezüglich ihrer Berufswahl aus. Die meisten der männlichen Sprecher arbeiteten in der Landwirtschaft; sie übten aber

auch andere, z. T. handwerkliche Berufe aus und waren nicht auf den Beruf des Farmers fixiert.

2.) Was die Verwendung des Niederdeutschen in den unterschiedlichen Berufen betrifft, so zeigen die Kreisdiagramme (Grafiken 6 a-c) deutlich, wie sehr das Niederdeutsche immer weiter zurückgedrängt wird. Daß es im Beruf ausschließlich benutzt wurde, kam sehr selten vor – wenn dann nur im landwirtschaftlichen Bereich. Häufig ist die Benutzung von Niederdeutsch und Englisch abhängig davon, ob der Gesprächspartner ein Niederdeutschsprecher ist oder nicht. Deutlich wird hier allerdings auch, daß sich die Verwendung der beiden Sprachen hauptsächlich auf den landwirtschaftlichen Bereich beschränkt und in anderen Berufen weniger häufig auftaucht. Dementsprechend wird das Englische hier weitaus häufiger gesprochen.

3.) Was das Alter der Sprecher betrifft, so wird deutlich, daß man hier von keiner konsequenten Altersverteilung in den Sprechergruppen ausgehen kann (vgl. Grafik 8), wie zuerst angenommen. Da es nur 2 Respondenten gab, die ausschließlich Niederdeutsch gesprochen haben und diese 1914 und 1932 geboren wurden, ist ihr Durchschnittsalter wenig aussagekräftig. Nimmt man alle Sprecher, die sowohl Niederdeutsch als auch Englisch bei der Arbeit verwendet haben, zusammen, zeigt sich, daß das Durchschnittsalter für die Gruppen 1 und 2 fast übereinstimmt (etwa um 1925 geboren), für die Gruppe 3 ergibt sich allerdings ein jüngeres Alter (etwa um 1935 geboren und jünger).



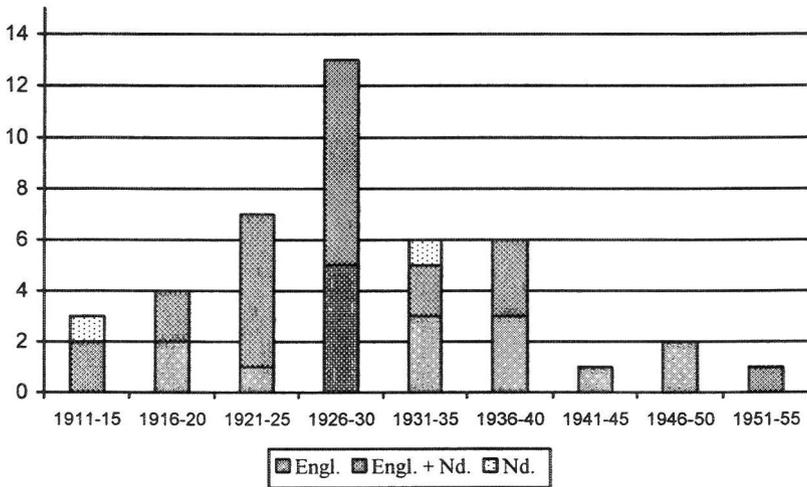
Grafik 8: Durchschnittsjahrgänge der Informanten in den Gruppen 1-3

Bei den Englischsprechern zeichnet sich ein ähnliches Bild ab, jedoch spiegelverkehrt: In den Gruppen 2 und 3 ergibt sich ein Durchschnittsgeburtsjahr von etwa 1934/35; für Gruppe 1 dagegen fällt dieses jedoch deutlich älter aus (etwa um 1921 geboren). Vermutlich hängen diese Schwankungen der Geburtsjahre mit der Altersverteilung der Sprecher insgesamt zusammen. Für die gesamte Gruppe 1 ergibt sich nämlich ein Durchschnittsgeburtsjahr von 1923, für Gruppe 2 von 1928 und für Gruppe 3 von 1937, d. h. hier zeichnet sich insgesamt ab, daß diejenigen, die in der Landwirtschaft tätig waren, beim Zeitpunkt der Interviews durchschnittlich älter waren als diejenigen, die niemals als Farmer ihren Lebensunterhalt verdienten: die einzelnen Sprechergruppen unter Gruppe 1 sind durchschnittlich älter als die Sprechergruppen der Gruppe 2 und diese wiederum sind älter als die der Gruppe 3.

Die Angaben der Durchschnittsgeburtsjahre zeigen Trends in den unterschiedlichen Sprechergruppen auf. Vergleicht man, welche Sprache die Informanten während ihres Berufslebens benutzt haben mit den Ergebnissen aus dem Parameter Kindheit und der dort beschriebenen Verteilung der Informanten nach ihrer Erstsprache (vgl. Grafiken 2 und 6), so ergibt sich ein genau umgekehrtes Bild: Grafik 2 verdeutlicht, daß die meisten Sprecher der Interviewreihe mit Niederdeutsch als Erstsprache aufgewachsen waren; in Grafik 6 sieht man dagegen, daß das Niederdeutsche als alleinige Sprache im Berufsleben fast völlig verschwunden ist. Deutlich wird hier, wie die Arbeitswelt durch das Englische (bzw. sowohl das Niederdeutsche als auch das Englische, je nach Gesprächspartner) dominiert wird.¹⁴⁹

Obwohl die meisten Respondenten Niederdeutsch als Erstsprache erlernt haben, benutzten sie es während ihres Berufslebens kaum noch (vgl. Grafik 9). Das zeigt deutlich, wie das Niederdeutsche schon innerhalb derselben Informantengruppe in immer weniger Domänen benutzt wurde.

149 Da hier wie bei den anderen Parametern auch nicht auszuschließen ist, daß die Informanten dem Interviewer zum Teil Gefälligkeitsantworten gegeben haben (vgl. 4.3), ist vermutlich von einer in Wirklichkeit noch höheren Anzahl an reinen Englischsprechern auszugehen.



Grafik 9: Sprecherverteilung im Berufsleben: Geburtsjahre und Anzahl der Informanten

4.3.5 Die eigene Familie

Innerhalb dieses Parameters soll zum einen geklärt werden, welche Sprache die Informanten mit ihren Ehepartnern sprachen bzw. sprechen und zum anderen welche Sprache die Erstsprache ihrer eigenen Kinder war.

a) Von den 41 Sprechern, die Angaben über ihre Ehepartner gemacht haben, antwortete eine große Mehrheit von 25 Respondenten, sie hätten allein Englisch mit ihrem Mann bzw. ihrer Frau gesprochen. Von diesen 25 erklärten 12, ihre Partner hätten nur sehr schlecht oder überhaupt kein Niederdeutsch sprechen können (davon waren Sprecher Nr. 5 und Nr. 9 jeweils mit einer gebürtigen Polin und Sprecher Nr. 25 mit einer gebürtigen Tschechoslowakin verheiratet).

12 weitere Sprecher gaben an, mit den Gatten sowohl Englisch als auch Niederdeutsch verwendet zu haben, und nur 4 Informanten sprachen allein Niederdeutsch mit ihnen.

Die Altersverteilung der Sprecher bezüglich der Sprachverwendung ist heterogen. Es gibt in den 1910er und 1920er Jahren geborene Sprecher, die zeitlebens mit ihren Partner nur Englisch und niemals Niederdeutsch sprachen, obwohl diese zum Teil das Niederdeutsche auch als Erstsprache erlernt hatten; andererseits gibt es auch in den 1930er und 1940er Jahren geborene Sprecher,

die allein Niederdeutsch mit ihren Partner sprachen. Daraus ergibt sich, daß die Sprachwahl während der Ehe nicht zwingend vom Alter der Sprecher bzw. ihrer Erstsprache abhängig war sondern häufig vom jeweiligen Partner und dessen Sprachkompetenz (und möglicherweise von anderen Faktoren wie z. B. dem 2. Weltkrieg (vgl. 4.3.1). Die Informanten sprachen äußere Umstände allerdings nicht an.)

Was die Erziehung der eigenen Kinder betrifft, so machten die Interviewpartner fast durchgängig gleiche Angaben: von den 36 Sprechern, die zu dieser Frage Stellung nahmen, bestätigten 34, sie hätten ihren Kindern nur Englisch und kein Niederdeutsch mehr beigebracht. Gründe für diese Tatsache zu nennen wurde von den meisten Sprechern als unangenehm betrachtet; vermutlich hatten sie das Gefühl, dem Interviewer gegenüber eine Schuld einräumen zu müssen. Vier der 34 Sprecher stellten erklärend fest, sie hätten bewußt eine Entscheidung für das Englische getroffen, weil ihre Kinder in der Schule nur noch das Englische und nicht mehr das Niederdeutsche benötigten. Sprecher Nr. 4 gab ausweichend vor diese Entscheidung getroffen zu haben, weil die Spielkameraden seiner Kinder auch nur Englisch sprechen konnten.

Nur zwei der 36 Informanten hatten ihren Kindern neben Englisch auch die niederdeutsche Sprache gelehrt. Sprecher Nr. 6 (Jahrgang 1928) gab an, nur sein ältester Sohn (Jahrgang unbekannt) könne Niederdeutsch sprechen. Sprecher Nr. 24 (Jahrgang 1912) scheint eher die deutsche Tradition und Sprache weitergegeben zu haben: seine beiden Kinder (geboren 1941 und 1945) erlernten das Niederdeutsche.

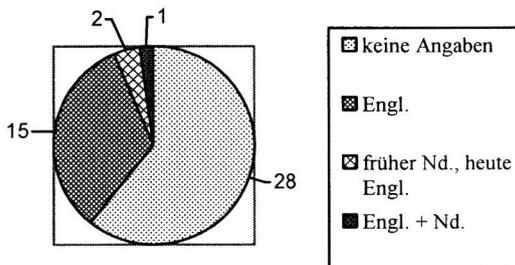
Abschließend läßt sich an dem Parameter „Eigene Familie“ (viel stärker noch als an dem Parameter „Arbeitsplatz“) aufzeigen, wie sehr das Niederdeutsche innerhalb der interviewten Sprechergruppe von der Kindheit bis ins Erwachsenenalter verlorengegangen ist. War der ungesteuerte Spracherwerb bis zu den vorgestellten Sprechern (vor allem aus der 3. und 4. Nachfahrgeneration) größtenteils noch gewährleistet, so wird hier ganz deutlich, daß die ungesteuerte Weitergabe des Niederdeutschen zur Folgegeneration schon fast völlig abgerissen ist (vgl. 4.3.1.1).

4.3.6 Andere Gelegenheiten

Dieser Parameter umfaßt zweierlei: zum einen sollte ermittelt werden, welche Sprache die Interviewpartner bei bestimmten Aktivitäten verwenden (1.). Dazu zählten z. B. die Verwendung der Sprache bei Behördengängen, im Schriftverkehr und bei Freizeitaktivitäten. Zum anderen wurden die Respondenten nach Themen gefragt, bei denen sie das Niederdeutsche im allgemeinen nicht verwenden (z. B. Politik oder Wirtschaft) (2.).

Der Parameter „Andere Gelegenheiten“ soll überprüfen, inwieweit das Niederdeutsche in bestimmten Domänen verwendet wird oder durch das Englische bereits komplett abgelöst wurde.

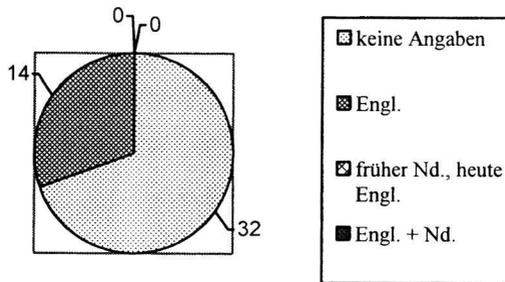
1.) Bestimmte Aktivitäten:



Grafik 10: Anzahl der Informanten nach Sprachgebrauch bei Behördengängen

Zum Punkt „Behördengänge“ machten 18 von 46 Sprechern eine Angabe. Von diesen 18 Sprechern betonte eine Mehrheit von 15 Personen, damals wie heute allein Englisch bei amtlichen Abwicklungen verwendet zu haben (vgl. Grafik 10). Zwei Sprecher (Nr. 24 und 43, Jahrgänge 1912 und 1918) erklärten, ganz früher, als sie noch Kinder waren, sei nur Niederdeutsch auf dem Amt gesprochen worden; heute werde jedoch nur noch Englisch gesprochen. Nur 1 Sprecher (Nr. 27, Jahrgang 1929) gab an, auch heute noch mit einigen wenigen Beamten, bei denen er weiß, daß sie Sprecher des Niederdeutschen sind, gelegentlich die niederdeutsche Sprache zu verwenden.

Zusammenfassend läßt sich aufzeigen, daß die meisten Interviewpartner früher wie heute nie Niederdeutsch auf dem Amt gesprochen haben. Diese Domäne scheint also schon vor dem Zweiten Weltkrieg und vermutlich auch noch früher fast durchgängig durch die englische Sprache besetzt gewesen zu sein. Die Verwendung der Sprachen nach Domänen stützt wiederum die These, daß die sprachliche Situation in den Sprachinseln Nordamerikas vermutlich seit ihrer Entstehung als Diglossie bezeichnet werden muß (vgl. 3.1.2.1).

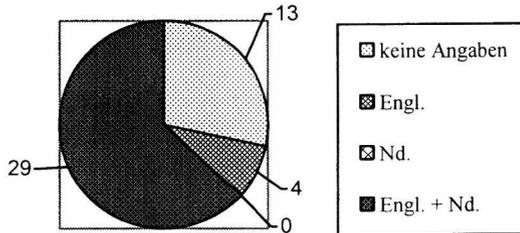


Grafik 11: Anzahl der Informanten nach Sprachgebrauch im Schriftverkehr

Insgesamt 14 der 46 Sprecher nahmen Stellung zum Punkt „Schriftverkehr“. Die Respondenten gaben ausnahmslos an, allein Englisch im Schriftverkehr (Briefe etc.) zu benutzen (vgl. Grafik 11). Hierdurch wird deutlich, daß das Niederdeutsche offensichtlich in dieser Domäne überhaupt nicht verwendet wurde bzw. wird. Grafik 11 verdeutlicht auch, daß die meisten Sprecher zu diesem Punkt keine Angaben machten, so daß das obige Ergebnis nur als vorläufig betrachtet werden kann.

Zum Punkt „Niederdeutschegebrauch bei Freizeitaktivitäten“ haben die Informanten verschiedene Angaben gemacht. Sprecherin Nr. 13 berichtete, sie würde noch gelegentlich beim Kartenspielen Niederdeutsch sprechen. Sprecher Nr. 9 spricht manchmal mit Freunden in der Gaststätte die niederdeutsche Sprache. Sprecher Nr. 28 stellte fest, Niederdeutsch werde immer dann gesprochen, wenn „Gemütlichkeit“ herrsche und man mit Freunden zusammensitze. Sprecherin Nr. 39 benutzt die niederdeutsche Sprache zum Beispiel mit Freundinnen beim Quilten, einer traditionellen Herstellung einer Art Steppdecke. Sprecherin Nr. 24 bemerkte, auch im Frauenverein der Kirche werde noch gelegentlich Niederdeutsch gesprochen.

Insgesamt 29 der 46 Informanten gaben an, mit Freunden oder älteren Nachbarn noch Niederdeutsch zu sprechen (vgl. Grafik 12). Bei genauem Nachfragen, wie solch ein Gespräch ablaufe, erklärten 11 dieser 29 Sprecher, eigentlich begrüße man sich nur auf Niederdeutsch und führe den Rest des Gespräches auf Englisch weiter. Das sprachliche Verhalten der Sprecher zeigt, daß die niederdeutsche Sprache hier nur auf ihre symbolische Funktion als Zugehörigkeitssignal reduziert wird.



Grafik 12: Anzahl der Informanten nach Sprachgebrauch mit Nachbarn/Freunden

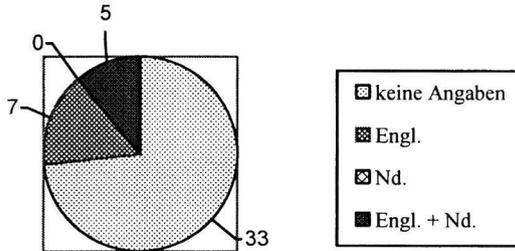
Es wird des weiteren deutlich, daß die Sprecher den niederdeutschen Anteil eines Gespräches mit Nachbarn oder Freunden zunächst überbewertet haben. Es ist anzunehmen, daß auch bei den meisten der 18 anderen Sprecher die Gespräche ähnlich ablaufen und daß der Anteil des Niederdeutschen an den Gesprächen vergleichsweise gering ausfällt, denn schließlich spielt das Niederdeutsche im Alltag der Informanten im allgemeinen auch keine große Rolle mehr.

Sprecher Nr. 12, 13, 14, 15 und 16 sind aktiv bei den Produktionen des *Plattdütschen Theaters*¹⁵⁰ in Cole Camp, MO. beteiligt. Hier wird natürlich Niederdeutsch gesprochen; während der Proben für die jeweiligen Theaterstücke werden die Regieanweisungen jedoch nur auf Englisch gegeben, da die Regisseurin kurioserweise kein Niederdeutsch sprechen kann (ein Beispiel für ein kurzes Theaterstück auf Niederdeutsch befindet sich im Anhang).

Die Bedeutung von Städtepartnerschaften zwischen nordamerikanischen und deutschen Gemeinden für die Häufigkeit des Niederdeutschsprechens wurde von mehreren Sprechern hervorgehoben. Besuche nach und aus Deutschland führten zu einem vermehrten Bewußtsein der deutschen Herkunft und somit zu einer gewissen Renaissance der niederdeutschen Sprache im Alltag einiger nordamerikanischer Familien. Insgesamt 15 Informanten der Interviewreihe gaben an, in die Gemeinden ihrer Vorfahren nach Deutschland gereist zu sein; einige betrieben zuvor hobbymäßig auch Ahnenforschung. 7 der Sprecher ergänzten, in Deutschland auch problemlos Niederdeutsch gesprochen und verstanden zu haben. Ins-

150 Das „Plattdütsche Theater“ wurde 1989, zur 150-Jahr-Feier der Stadt Cole Camp, auf Initiative der Sprecherin Nr. 13 gegründet, nachdem ein Trachtenverein aus Deutschland für die Feierlichkeiten zum Jubiläum zu Besuch in Cole Camp aufgetreten war. Durch den Besuch aus Deutschland kam es zu einem „Revival“ der niederdeutschen Sprache in der Region. Das Theater ist sehr populär und bis über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Die Stücke – vor allem Sketche – werden selbst geschrieben bzw. vom Englischen ins Niederdeutsche übersetzt.

gesamt läßt sich feststellen, daß die neugegründeten deutsch-amerikanischen Städtepartnerschaften einen erheblichen positiven Einfluß auf das mehrsprachige Verhalten der Amerikaner des Mittleren Westens haben. Viele Bewohner fühlen sich ermutigt, wieder die Sprache ihrer Kindheit aufzugreifen.



Grafik 13: Anzahl der Informanten nach Sprachgebrauch beim Thema „Politik“

2.) Themen:

12 Sprecher nahmen dazu Stellung, welche Sprache sie benutzen, wenn über Politik oder wirtschaftliche Belange diskutiert wird (vgl. Grafik 13). Die Angaben waren geteilt. 7 Sprecher meinten, sie würden diese Themen eigentlich nur auf Englisch und im allgemeinen nicht auf Niederdeutsch besprechen. Diese Aussage stützt eine Feststellung von WIRRER aus dem Jahr 1997: „Only on very special occasions is Low German used in politics, jurisdiction, and administration.“ (WIRRER 1997, S. 164)

6 Sprecher betonten, die Wahl der Sprache sei unabhängig von den Themen, und sie würden über Politik etc. auch auf Niederdeutsch reden. Da auch hier wieder nur recht wenige Sprecher eine Angabe gemacht haben, muß dieses Ergebnis wiederum als vorläufig betrachtet werden.

8 der 46 Sprecher erklärten, sie würden Niederdeutsch vor allem „aus Spaß“ sprechen, z. B. um Witze oder Anekdoten zu erzählen. Es würde auch benutzt, wenn Jüngere (z. B. die Kinder) sie nicht verstehen sollten. So erhält das Niederdeutsche in diesem Kontext den Status einer „Geheimsprache“, sie kann jedoch nicht als „Alltagssprache“ bezeichnet werden.

4.3.7 Sprecher Nr. 15 und Sprecherin Nr. 38

Zum Ende der makrolinguistischen Untersuchung möchte ich exemplarisch die Sprecherbiographien zweier Interviewpartner darstellen: Sprecher Nr. 15 (Jahrgang 1927) aus Cole Camp, Missouri, und Sprecherin Nr. 38 (Jahrgang 1938) aus Cappeln, Missouri. Zu den Auswahlkriterien für die hier dargestellten Bio-

graphien zählten vor allem die Ausführlichkeit der Respondenten bei der Beantwortung der Fragen des Interviewers sowie ihre Offenheit und Kooperation während der Aufnahmesituation. Beide Interviewpartner repräsentieren mit ihren Biographien den zumeist typischen Verlauf der sprachlichen Sozialisation.

Sprecher Nr. 15 wurde 1927 in Cole Camp auf einer Farm geboren. Seit seiner Geburt hat der Informant in Cole Camp gewohnt. Er hat die High School nach 12 Jahren beendet und später als Bauunternehmer in einem 100-Meilen-Radius um Cole Camp gearbeitet. Außer Englisch und Niederdeutsch spricht er keine anderen Sprachen.

Der Vater des Informanten wurde 1885 geboren und arbeitete als Farmer in Cole Camp. Die Mutter des Sprechers wurde 1879 geboren. Sie kam gebürtig aus Freistatt bei Springfield, etwa 300 km von Cole Camp entfernt, und arbeitete vor und während der Ehe als Hausfrau bzw. auf der Farm. Beide Elternteile hatten Niederdeutsch als Erstsprache erlernt. Der Sprecher und seine drei Schwestern (2 ältere, 1 jüngere mit Jahrgang 1932) wuchsen zweisprachig mit Englisch und Niederdeutsch auf. Seine jüngere Schwester sprach jedoch deutlich mehr Englisch während der Kindheit als die anderen Geschwister. Beide Eltern konnten auch sehr gut Englisch sprechen. Wenn Verwandtschaft zu Besuch kam, wurde ausschließlich Niederdeutsch gesprochen. Mit Spielkameraden bediente sich der Informant jedoch allein des Englischen.

Die Vorfahren des Sprechers wanderten 1858 bzw. 1854 aus unterschiedlichen Gegenden aus. Die väterliche Linie stammte aus Elsdorf in der Nähe von Bremen, die mütterliche aus Bramsche bei Osnabrück.

1934 kam der Sprecher zur Schule. Da er schon Englisch sprechen konnte, hatte er keine Probleme, dem Schulunterricht zu folgen. Auf dem Schulhof wurde hauptsächlich Englisch verwendet; Niederdeutsch sprach der Informant nur mit einigen wenigen Mitschülern. Nach dem Zweiten Weltkrieg bediente sich der Sprecher nicht mehr des Niederdeutschen.

1941 wurde der Informant in Englisch konfirmiert. Standarddeutsch war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr die Instruktionssprache während des Konfirmationsunterrichts (vgl. 4.3.3). Der Sprecher gibt an, daß seine beiden älteren Schwestern noch standarddeutschen Unterricht besuchten. Er erinnert sich, daß der Gottesdienst während seiner frühen Jugend noch einmal im Monat auf Standarddeutsch gehalten wurde, obwohl viele Kirchgänger nur ein passives Verständnis dieser Sprache hatten. Etwa 1942/43 hat der standarddeutsche Gottesdienst nach Aussage des Sprechers nicht mehr stattgefunden.

Der Proband arbeitete als Bauunternehmer. Bei der Arbeit wurde allein Englisch gesprochen. Auch bei Behördengängen und im Schriftverkehr war das Englische die Kommunikationssprache.

Die Ehefrau des Sprechers stammt aus Ionia, MO., etwa 10 Meilen von Cole Camp entfernt, und arbeitete als Friseurin und Hausfrau, nachdem sie nach 12 Jahren die High School beendet hatte. Sie wuchs einsprachig mit Englisch auf und besitzt weder eine aktive noch eine passive Sprachkompetenz des Niederdeutschen. Die beiden Söhne haben aus diesem Grund kein Niederdeutsch erlernt. Der Sprecher Nr. 15 gibt an, seinen Enkeln einige Wörter Niederdeutsch beigebracht zu haben. Diese Tatsache läßt sich möglicherweise aus einer späten Besinnung zur Sprache seiner Vorfahren erklären.

Heute spricht der Informant noch mit einigen Nachbarn oder Freunden Niederdeutsch bzw. als Akteur beim Plattdutschen Theater in Cole Camp, MO. Bei Besuchen nach und aus Deutschland hat der Sprecher viel Niederdeutsch gesprochen und benutzt diese Sprache seit etwa 5-6 Jahren wieder häufiger. Für die Niederdeutschsprecher aus Cole Camp hat die Partnerschaft zu der deutschen Stadt Bremervörde nach Meinung des Sprechers Nr. 15 zu einer wahren „Renaissance“ des Niederdeutschen geführt.

Sprecherin Nr. 38 wurde 1938 in Cappeln, MO., als jüngstes dreier Kinder geboren. Ihr Bruder ist 17 und ihre Schwester 14 Jahre älter als sie. Als Kind erlernte sie zunächst wie ihre Geschwister Niederdeutsch. Die Sprecherin hat immer in ihrem jetzigen Wohnort Cappeln gelebt. Nach 12 Jahren High School hat sie die Schule erfolgreich abgeschlossen und arbeitete seitdem bis zu ihrer Heirat auf der elterlichen Farm im Haushalt. Ihre Eltern wurden 1893 und 1895 geboren. Die Mutter war Hausfrau und der Vater Farmer. Auch sie haben in Cappeln gewohnt und dort eine Farm bewirtschaftet. Für beide war Niederdeutsch die erste Sprache. Ihre Vorfahren (die Urgroßeltern der Sprecherin) waren 1840 aus Hoyel bzw. Westerkappeln bei Osnabrück ausgewandert. Der Vater der Interviewpartnerin sagte oft, die neue Heimat hätte eine große geographische Ähnlichkeit zu der alten Heimat in Deutschland (vgl. 2.3.4). Die Eltern der Sprecherin konnten neben Niederdeutsch auch Standarddeutsch und Englisch sprechen. Die Sprecherin betont, ihr Vater und ihre Mutter hätten immer dann das Standarddeutsche benutzt, wenn die Kinder nichts verstehen sollten. Im allgemeinen wurde im Elternhaus jedoch allein Niederdeutsch gesprochen.

Im Jahr 1944 wurde die Sprecherin eingeschult und lernte hier nun auch die englische Sprache. Bei Schuleintritt konnte sie noch nicht Englisch sprechen und deshalb dem Unterricht zunächst nicht folgen. Allmählich erwarb sie jedoch die aktive und passive Kompetenz der englischen Sprache während des Unterrichts (vermutlich im ungesteuerten Spracherwerb, denn einen Angleichsunterricht für die niederdeutsche Schülerpopulation gab es nicht (vgl. 4.3.2)). Im Gegensatz zu ihren Geschwistern hatte sie keinen standarddeutschen Unterricht mehr. Der Lehrer konnte weder Niederdeutsch noch Standarddeutsch sprechen; er wünschte generell nicht, daß die Schüler Niederdeutsch sprechen, und so mußten die Kinder so schnell wie möglich Englisch lernen. Auf dem Schulhof sprach die Spre-

cherin mit ihren Klassenkameraden zunächst auch noch sehr viel Niederdeutsch. Als sie etwa 7 Jahre alt war, wurde auf dem Schulhof während der Unterrichtspausen vermehrt Englisch gesprochen, sogar wenn die Niederdeutsch-Sprecher unter sich waren. Die Sprecherin vermutet, daß hier der Zweite Weltkrieg eine entscheidende Rolle gespielt hat (vgl. 4.3.2).

Zu Anfang der 1950er Jahre wurde die Sprecherin in englischer Sprache konfirmiert. Sie berichtet, zu dieser Zeit seien die Gottesdienste nur noch auf Englisch und nicht mehr auf Standarddeutsch gehalten worden. Von ihrem Vater weiß die Sprecherin, daß früher allein auf Standarddeutsch gepredigt wurde. Sie kann sich jedoch nicht erinnern, wann der Wechsel vom Standarddeutschen zum Englischen stattgefunden hat.

Schon als junges Mädchen hat Sprecherin Nr. 38 auf der Farm gearbeitet, sowohl im Haus als auch bei der Feldarbeit. Bei den hier anfallenden Arbeiten wurde stets Niederdeutsch gesprochen; bei Sprechkontakten mit z. B. Mechanikern wurde jedoch auf die englische Sprache ausgewichen.

Der Ehemann der Sprecherin wurde 1934 geboren. Er lebt seit 1959 in Cappeln und hat nach der High School in der Umgegend von St. Louis als Zimmermann gearbeitet. Im Gegensatz zu seiner Ehefrau spricht er nur Englisch und kein Niederdeutsch. Aus diesem Grund hat das Ehepaar ihren sechs Kindern nicht die niederdeutsche Sprache beigebracht. Der Ehemann und zwei der Kinder können zwar einige niederdeutsche Wörter verstehen, aber im allgemeinen wurde im Alltag allein Englisch gesprochen. Stolz erzählt die Respondentin, daß einige ihrer 11 Enkel sogar etwas Standarddeutsch sprechen können. Diese Tatsache läßt sich dadurch erklären, daß die Sprecherin bei Besuchen in Deutschland Tonband- und Videoaufnahmen gemacht hat, um sie den Enkeln zu schenken. Nach der Heirat arbeitete die Sprecherin zu Hause und zog die 6 Kinder groß.

Heute spricht Sprecherin Nr. 38 nur noch wenig Niederdeutsch. Mit ihrer Schwester unterhält sie sich manchmal „zum Spaß“ in dieser Sprache; mit Verwandten in Westerkappeln, Deutschland, telefoniert sie gelegentlich und benutzt das Niederdeutsche noch. Seit einigen Jahren versucht die Sprecherin, die Sprache ihrer Kindheit wieder mehr in ihren Alltag zu integrieren. Deshalb hat sie angefangen, sich mit zwei Nachbarn wieder auf „Platt“ zu unterhalten. Ihr erster Besuch in Deutschland fand 1991 statt, da die Sprecherin mehr über ihre Vorfahren wissen wollte. Bei ihrem zweiten Besuch im Jahre 1992 zeigte sie die Heimat ihrer Vorfahren ihrer ältesten Tochter. Ein dritter Besuch fand 1993 statt, ein vierter zusammen mit der zweiten Tochter im Jahre 1996. Die Besuche in Deutschland veranlaßten die Sprecherin, sich als Hobby mit Genealogie zu beschäftigen und Informationen über die Vorfahren der väterlichen und mütterlichen Linie zu sammeln. Nach ihren ersten Nachforschungen veröffentlichte sie einige Artikel in Büchern bzw. Zeitschriften zu diesem Thema.

Die niederdeutsche Kompetenz der Sprecherin muß als außerordentlich hoch bewertet werden, da sich Anzeichen des sprachlichen Verfalls in ihrem Interview nicht nachweisen lassen. Da sie sich nach eigenen Aussagen heute nur noch gelegentlich des Niederdeutschen bedient und auch nie mit ihrem Ehemann Niederdeutsch gesprochen hat, erscheint der hohe Kompetenzgrad als relativ ungewöhnlich. Sie spricht American Low German auf westfälischer Grundlage, was sich nicht zuletzt dadurch erklären läßt, daß die Vorfahren mütter- und väterlicherseits aus dem westfälischen Bereich stammen.

5 **Schlußbetrachtung**

Die Auswanderer, die im 19. Jahrhundert ihre deutsche Heimat verließen, um in den USA ein neues Leben zu beginnen, ebneten den Weg für sich und ihre Nachfahren. Millionen von Menschen im 19. Jahrhundert flüchteten vor Armut und Hunger ins Ausland – vor allem nach Nordamerika, dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ (vgl. 2.3.5.2).

Die große soziale Armut der Bevölkerungsmassen hatte unterschiedliche Ursachen. Im ländlichen Westfalen arbeiteten die meisten Menschen in der Landwirtschaft. Durch die Krise im Leinengewerbe im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts konnten die Menschen ihr Auskommen nicht mehr sichern. Mehrere Mißernten, bedingt durch Naturkatastrophen, verschlimmerten die Lage, steigerten die Preise für Grundnahrungsmittel und hatten Hungersnöte zur Folge. Als Mitte des 19. Jahrhunderts aufgrund politischer Unruhen die Stein-Hardenbergschen Reformen durchgesetzt wurden, verbesserte sich die Lage der Bauern nur oberflächlich. Zwar fiel die Leibeigenschaft nun weg; die finanzielle Abhängigkeit von den Grundherren konnte jedoch noch Jahrzehnte andauern und verschuldete die Bauern zum Teil erheblich. Die Lage der ärmeren Schichten wurde umso mehr geschwächt, als im Zuge der Agrarreformen Markenteilungen beschlossen wurden. Nun konnten die Heuerlinge die Allmenden nicht mehr nutzen und verloren somit eine wichtige Nutzquelle.

Das im weiteren Verlauf der Agrarreformen modifizierte Erbrecht sprach den nicht erbenden Kindern eine finanzielle Abfindung zu, die denjenigen, die sich aufgrund der schlechten sozialen Verhältnisse im Land mit dem Thema Auswanderung bereits beschäftigt hatten, sehr gelegen kam: häufig wurde dieses Geld dazu verwendet, um die Passage nach Übersee zu bezahlen. Wer diese Mittel nicht nutzen konnte, der mußte all sein Hab und Gut verkaufen, um in den USA ein neues Leben beginnen zu können. Durch die stetige Bevölkerungszunahme wuchs die Armut und mit ihr der soziale Druck unter den Menschen, denn die kapitalschwache deutsche Industrie konnte das hohe Bevölkerungsaufkommen nicht auffangen. Die Überseewanderung galt neben der Binnenwanderung als Ventil, den sozialen Druck auszugleichen.

Die Binnenwanderung galt für Menschen, die wenig risikofreudig waren, als echte Alternative, der Armut zu entkommen. Die Land-Stadt-Wanderung versprach Arbeitsplätze und ein gesichertes Einkommen, um die Familie ernähren zu können. Als weitere, jedoch saisonale Einnahmequelle, wurde die Hollandgängerei angesehen. Arbeiter verließen für einen bestimmten Zeitraum ihre Heimat und zogen in verschiedene niederländische Provinzen, um durch harte Arbeit in einer möglichst kurzen Zeit viel Geld zu verdienen und somit das Überleben zu sichern.

Die Überseewanderung war zwar die risikoreichste Alternative; sie setzte sich im Laufe des Jahrhunderts jedoch durch, weil sie die verheißungsvollste Alternative darstellte. Schubkräfte von der deutschen Heimat aus und Zugkräfte von den USA aus beeinflussten die Menschen in der Weise, daß viele ihren Besitz verkauften und die oft wochenlange Überfahrt in Kauf nahmen, um sich eine vielversprechende Zukunft aufzubauen. Unterstützend war die Tatsache, daß allmählich Briefe und Reiseberichte von Familienangehörigen und Freunden die Zurückgebliebenen in der alten deutschen Heimat erreichten. Nun machten sich viele weitere Auswanderer in das unbekannt Land auf, denn sie wollten dort ebenso eine kleine Farm aufbauen wie ihre Vorgänger. Der Prozeß der Kettenwanderung setzte sich in Gang und hatte zur Folge, daß einige deutsche Gemeinden etwa die Hälfte ihrer Einwohner verloren. Die Werbung, die die Auswanderer in die einzelnen amerikanischen Staaten ziehen sollte, unterstützte diesen Prozeß. Agenten arbeiteten auf amerikanischem und auf deutschem Gebiet, um mit zum Teil deutlich übertriebenen Versprechungen viele Menschen anzulocken. Der Grund für diesen Konkurrenzkampf um deutsche Auswanderer war zumeist in den Auswirkungen des amerikanischen Bürgerkrieges (1861-1865) zu suchen. Durch die stagnierte wirtschaftliche Lage und die verwüsteten Landstriche war es für jeden einzelnen Staat wichtig, möglichst viele Arbeitskräfte zu beschäftigen.

Hatten sich die Menschen für die Auswanderung entschlossen, besorgten sie sich im allgemeinen zunächst eine Entlassungsurkunde (z. B. aus dem Preußischen Staatsverband für alle, die auf preußischem Gebiet lebten), um das Land legal verlassen zu können, bevor sie die lange Reise antraten. Manche Migranten beantragten stattdessen einen Reisepaß, der nicht den Verlust der Staatsangehörigkeit nach sich zog, um eine problemlose eventuelle Rückkehr in die deutsche Heimat zu ermöglichen. Viele Auswanderer versuchten aus den unterschiedlichsten Gründen, auf dem illegalen Wege ihre alte Heimat verlassen zu können – nicht selten waren unter ihnen Militärverweigerer oder Straftäter.

Die Schifffahrt in den deutschen Häfen Bremen und Hamburg bekam seit den 1830er Jahren einen wahren Aufschwung. Die zum Teil 6-wöchige Schiffs-passage war für alle Auswanderer eine wahre Qual. Wer die Häfen von New York oder New Orleans erreichte, machte sich gleich auf den Weg in seinen Zielstaat – die meisten Deutschen siedelten in den Staaten des Mittleren Westens. Viele Menschen erreichten New York oder New Orleans jedoch nie, denn durch die mangelnde Hygiene und Verpflegung auf den überfüllten Schiffen entstanden schnell Epidemien während der Überfahrt, die Tausenden Auswanderern das Leben kostete.

Wer den Mittleren Westen gesund erreichte, versuchte, sich eine kleine Farm auf günstigem Land aufzubauen. Die Siedler halfen sich untereinander beim Bau von Unterkünften. Die gemeinsame Sprache der Auswanderer – das Niederdeutsche – schaffte eine Atmosphäre von Vertrautheit unter ihnen. Einige Aus-

wanderer blieben zunächst in den Hafenstädten, um das durch die Passage erschöpfte finanzielle Budget wieder aufzufüllen, bevor sie weiterzogen in den Mittleren Westen, wo bereits so viele Deutsche kleine Gemeinden mit eigenen Kirchen und Schulen gegründet hatten. Diese Sprachgemeinschaften nennt man heute „Sprachinseln“ (vgl. MATTHEIER 1994b).

Diese in der US-amerikanischen Umgebung isolierten Gemeinschaften gleicher dialektaler Herkunft bewahrten sich bis ihre deutsche Tradition und ihre gemeinsame Sprache, die in Restbeständen zum Teil noch heute im Mittleren Westen zu beobachten ist. Durch den Sprachkontakt mit dem amerikanischen Englisch entstand über Jahrzehnte eine neue Sprachvarietät: das American Low German, ein Niederdeutsch mit z. T. hohem Anteilen aus dem amerikanischen Englisch. Einige wenige der heutigen Sprecher dieser Varietät sind noch als diglossisch einzustufen, denn sie differenzieren die Verwendung der englischen und der niederdeutschen Sprache nach Domänen. Als bilingual sind die meisten Sprecher heute auch nicht mehr zu bezeichnen, denn in ihrem Sprachverhalten erhielt das Niederdeutsche eine immer weiter zurückgedrängte Position – einige Sprecher sind nur noch Semi-Sprecher.

Die Untersuchungen der im Jahre 1997 in Illinois und Missouri erhobenen Daten von insgesamt 46 Niederdeutsch-Sprechern zeigen auf, in welchen Domänen das Niederdeutsche heute noch existiert.

Wenn man die Daten aus der Kindheit der Sprecher analysiert, wird deutlich, daß eine Mehrheit von 36 Informanten die niederdeutsche Sprache noch als Erstsprache im Elternhaus erlernt hat. Nur wenige konnten schon vor Schuleintritt die englische Sprache sprechen, obwohl der Schulunterricht allein auf Englisch und nicht auf Niederdeutsch gehalten wurde. Einen Angleichsunterricht gab es für die mit Niederdeutsch aufgewachsenen Schüler nicht; so mußte die englische Sprache schnell erlernt werden. Die ab etwa Ende 1930 geborenen Respondenten erlernten häufig Englisch und Niederdeutsch in ihrer sprachlichen Sozialisation. Die nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen wuchsen zumeist dagegen nur noch Englisch auf. Daran wird deutlich, daß sich offensichtlich in den 1940er Jahren ein Ablöseprozeß von der niederdeutschen zu englischen Sprache als zuerst gelernte Sprache im Elternhaus stattfand.

Aus den erhobenen Daten zum Parameter „Schulzeit“ wird deutlich, daß einige Sprecher noch standarddeutschen Unterricht in der Schule besuchten. Anhand der Geburtsjahre der Sprecher lassen sich aufgrund der mangelnden Anzahl der Aussagen keine eindeutigen Ergebnisse konstatieren.

Im kirchlichen Kontext war bei den Protestanten das Standarddeutsche und bei den Katholiken das Lateinische, nicht jedoch das Niederdeutsche verbreitet. Die standarddeutsche Liturgie wurden bis in die 1950er Jahre gehalten und schließlich durch englische abgelöst. Die lateinischen Messen wurden erst in den

1960er Jahren durch die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils durch englische ersetzt.

Der Parameter „Arbeitsplatz“ unterstreicht, daß eine überragende Mehrheit der Sprecher ganz oder zeitweise als Farmer gearbeitet hat und somit die Tradition der Vorfahren fortsetzte. Es wird offensichtlich, daß die niederdeutsche Sprache im Berufsleben zugunsten des Englischen immer weiter zurückgedrängt wurde. Wird das Niederdeutsche im Beruf noch gesprochen, so handelt es sich zumeist um landwirtschaftliche Tätigkeitsfelder. In anderen Berufen konnte sich das Niederdeutsche dagegen kaum noch behaupten.

Ein ähnliches Bild ergibt sich in der eigenen Familie. Die meisten Informanten redeten allein Englisch mit ihren Partnern, was zum Teil dadurch zu erklären ist, daß diese gar keine niederdeutsche Sprachkompetenz besaßen. Doch auch diejenigen, die miteinander auch in Niederdeutsch kommunizierten, erzo- gen ihre Kinder eigentlich nur in Englisch. Nur 2 Informanten brachten ihren Kindern auch Niederdeutsch bei.

So wie das Niederdeutsche aus dem Bereich Berufsleben und bei der Kinder- erziehung vom Englischen schon weitestgehend verdrängt wurde, verhält es sich auch im Freizeitbereich. Die Informanten bestätigen, daß es nur noch sehr we- nige Gelegenheiten gibt, bei denen sich die Informanten der niederdeutschen Sprache bedienen. Die wenigen Angaben, die die Sprecher machten, könnten möglicherweise auch auf Gefälligkeitsantworten dem Interviewer gegenüber zu- rückzuführen sein. Bei Nachfragen wurde deutlich, daß die meisten Sprecher sich höchstens noch auf Niederdeutsch begrüßen, um ein Zugehörigkeitsgefühl zu evozieren. Gespräche im allgemeinen werden jedoch auf Englisch geführt.

Als Fazit für die Analyse der Interviews läßt sich festhalten, daß aufgrund der Datenkorpusgröße nicht jeder Parameter ergiebig erscheint, und – darüber hinaus – auch nicht repräsentativ. Zum Teil können die Ergebnisse jedoch Trends aufzeigen, die anhand einer breiter angelegten Interviewreihe vertieft und ergänzt werden könnten. Teilweise machten ein Drittel der Respondenten keine oder nur vage Angaben zu bestimmten Teilaspekten, andere dagegen antworteten sehr ähnlich wie ihr Partner, sofern sie sein bzw. ihr Interview verfolgt hatten. Zwar wurde dieses vom Interviewer vermieden, es ließ sich jedoch nicht in jedem Einzelfall verhindern. Andere Schwierigkeiten während der Aufnahmesituation ergaben sich aus Gefühlsausbrüchen, Schwerhörigkeit oder mangelnder Sprach- kompetenz seitens der Respondenten.

Die Sprecherbiographien dokumentieren, wie das Niederdeutsche aus immer mehr Domänen verschwand und dem Englischen weichen mußte. Der Einfluß des Zweiten Weltkrieges wird bei den Parametern „Erstsprache“, „Schule“ und „Kirche“ sehr deutlich und ist hauptsächlich dafür verantwortlich, daß das Nie- derdeutsche in den USA zurückgedrängt wurde.

Obwohl alle Informanten Niederdeutsch in ihrer frühen Kindheit erlernt hatten, benutzten sie es im Laufe ihrer Biographie immer weniger und gaben es auch an ihre Kinder meist nicht mehr weiter, so daß man davon ausgehen kann, daß das Niederdeutsche nach dem Ableben der 5. Folgegeneration kaum noch anzutreffen sein wird.

Allgemeine Existenzbedingungen für Sprachinseldialekte sind eine hohe Sprecheranzahl, eine sozial homogene Sprachgemeinschaft, der permanente Bezug zur neuhochdeutschen Schrift- und Standardsprache (BEREND 1994, S. 319) und eine relative ökonomische Autonomie des Siedlungsgebietes, verbunden mit einer bestimmten territorialen Mindestgröße (WIRRER 1999a, S. 172; vgl. auch KLOSS 1966)¹⁵¹. WIRRER bewertet bei der Einschätzung des Gefährdungsgrades einer Sprache oder sprachlichen Varietät¹⁵² neben dem Parameter des ungesteuerten Spracherwerbs auch die Anzahl und Art der mündlichen und schriftlichen Kommunikationsereignisse als besonders hoch (WIRRER 1998b, S. 312). Wie die Interviews belegen, sind weder der ungesteuerte Spracherwerb noch eine Vielzahl an Kommunikationsereignissen für die niederdeutsche Sprache in den USA mehr gesichert, aus diesem Grund ist die Sprache als höchst gefährdet und moribund anzusehen.

Durch den Ausbau der Infrastruktur, die ökologischen Bedingungen und die zunehmende Mobilität der Bevölkerung ist das Niederdeutsche in den USA zusätzlich gefährdet und wird nach Schätzungen in spätestens 30 Jahren vollständig verschwunden sein (WIRRER 1999a, S. 172).

Wenn man davon ausgeht, daß jede Sprache – und jede sprachliche Varietät – eine kulturelle Hervorbringung sui generis ist und durch keine andere im vollen Umfang ersetzt werden kann, dann ist sprachliche Vielfalt ein Wert, für den zu engagieren sich lohnt.¹⁵³

151 WIRRER nennt als Beispiel das Gebiet um New Minden und Hoyelton in Illinois mit weit über 200 Quadratmeilen an Fläche. Hier stammen noch etwa 80 % der Bevölkerung von Einwanderern aus der Mindener Gegend ab. Die Größe des nordamerikanischen Territoriums gewährleistete, daß sich die Bewohner jahrzehntelang selbst versorgen konnten und nicht zwingend ihre Region verlassen mußten. Das führte dazu, daß „derart große linguistisch hochgradig homogene Sprachinseln dem von der *mainstream culture* ausgehenden Assimilierungsdruck sehr viel besser und sehr viel länger standhalten [konnten] als kleinere zerstreute Territorien dieser Art“ (WIRRER, New Melle, MO 63365: Sprecherin 21, Sprecher 34, S. 172).

152 Zum Aspekt der Gefährdetheit von Sprachen vgl. auch die Informationsbroschüre der Arbeitsgruppe 'Bedrohte Sprachen', 1995.

153 WIRRER, Zum Status des Niederdeutschen, S. 337.

Aus diesem Grund erscheint es um so wichtiger, das American Low German umfassend zu dokumentieren, solange es noch Sprecher gibt, und somit einen wichtigen Dokumentationsbeitrag für alle noch kommenden Nachfahren zu sichern.

6 Anhang

6.1 Gesprächsleitfaden

Die Impulse, die während der Interviews vom Interviewer gegeben wurden, werden im folgenden aufgelistet. Dabei handelt es sich um die vor Beginn der Interviewreihe festgelegten Hauptimpulse. Während der Interviews wurde der Fragenkomplex – je nach Gesprächsbereitschaft des Respondenten – z. T. erweitert.

Teil 1: Kinnertiet

- Spraak, de de Interviewpartner toerst lehrst hett
- De Öllern ehr Spraak(en) wenn se snack (kürden) mit'n anner un mit den Interviewpartner
- Broders un Süsters ehr erste Spraak
- Spraak snackt (kürt) mit anner Kinner, mit den de Interviewpartner speelt hett
- Öllern ehr eerst un tweete Spraak; Spraak snackt (kürt) wenn de Öllern snack (kürden) mit anner Lüe vun ehr Generation tohuus, mit ehr Navers, bi de Arbeit etc.

Teil 2: School

- Spraak in Unnerricht; Spraak snackt (kürt) mit de anner Schölers up'n Schoolhoff
- Frömde Spraaken, de in de School lehrst warn; Menen över Plattdütsch und de Spreekers vun de Plattdütsche Spraak

Teil 3: Kark

- Spraak in Gottsdeenst in verleden Tieden un vundag
- Spraak snackt (kürt) bi anner Gelegenheiten vun't Karkleven

Teil 4: Arbeit

- Spraak or Spraaken snackt (kürt) bi de Arbeit mank Kollegen; bi't Snacken (Küren) mit annere Lüe as de Kollegen

Teil 5: Annere Gelegenheiten

- Gelegenheiten un Themen, bi de un över de Platt snackt (kürt) ward
- Spraak snackt (kürt) an'n Kinoavend, an'n Theateravend (Engelsch or Platt)
- Spraak snackt (kürt) up dat Amt

Teil 6: Tohuus un Naverschap vundag

- Spraak/Spraaken bi't Snacken mit Ehefru or Ehemann
- Spraak/Spraaken bi't Snacken mit egen Kinner un/or Grootkinner
- Spraak/Spraaken bi't Snacken (Küren) mit Frünne un/or Navers
- Spraak bi't Schrieven
- Themen över de faken up Plattdütsch snackt (kürt) ward

6.2 Übersicht der Interviewpartner

Spalte Nr.	m/w	Geburtsjahr	Sprecher	Semi-Sprecher	Aufnahmeort	Eltern	Vorfahren Auswanderungsjahr + Herkunftsgebiet *Herliche//mittlerliche Seite
3	m	1931	X		Fennecosage, MO.	*1889 LG/*1889 LG	1851+1840 Westerkappeln*
4	m	1917	X		St. Libori, ILL.	*1868 LG/*1878 LG	Königreich Hannover//k. A.
5	m	1937	X		St. Libori, ILL.	*1898 LG/*1901 LG	Oldenburg//k. A.
6	m	1928	X		St. Libori, ILL.	*1891 LG/*1900 LG	Cloppenburg//k. A.
7	w	1932	X		St. Libori, ILL.	*1893 LG/*1996 LG	Ostercappeln*/Beckum (bei Hamm)
8	m	1927	X		St. Libori, ILL.	*1876 LG/*1886 LG	1890 Oldenburg/Ostercappeln*
9	m	1913	X	X	St. Libori, ILL.	*1880 LG/*1882 LG	Weite bei Minden/Ostercappeln*
10	w	1940		X	St. Libori, ILL.	*1895 LG/*1899 LG	Bad Laer//k. A.
11	m	1936		X	St. Libori, ILL.	*1907 LG/*1914 LG	Königreich Hannover
12	w	1951	X		Cole Camp, MO.	*1915 LG/*1917 LG	1837 Tarmstedt//1844 Verden
13	w	1939	X		Cole Camp, MO.	*1911 LG/*1913 LG	1930 Cadenberge//1924 Brake
14	m	1928	X		Ionia, MO.	*1899 LG/*1899 LG	1885 k. A.
15	m	1927	X		Cole Camp, MO.	*1885 LG/*1879 LG	1858 Elsdorf//1854 Bramsche*
16	m	1927	X		Cole Camp, MO.	*1891 LG/*1890 LG	1865/7 Reher//1840/3 Kirchhime*
17	m	1928	X		New Haven, MO.	*1895 LG/*1897 LG	1844 Borgholzhausen//1853 Dissen
18	m	1932		X	New Haven, MO.	*1895 LG/*1897 LG	1844 Borgholzhausen//1853 Dissen
19	m	1925	X		New Haven, MO.	*1890 LG/HG/*1894 LG/HG	1844 Borgholzhausen//k. A.
20	m	1934		X	New Haven, MO.	*1904 LG/HG/*1906 LG/HG	1845 Melle//1844 Borgholzhausen
21	w	1919	X		Fonsteli, MO.	*1889 LG/*1896 LG	1850 Melle//1856 Lottse*
22	m	1926	X		Fonsteli, MO.	*1890 LG/*1888 LG	1850 Hoyel//Westerkappeln*
23	m	1923	X		Cappeln, MO.	*1891 LG/*1901 LG/HG	1850 k. A.
24	w	1912	X		New Melle, MO.	*1887 LG/*1892 LG	1854 k. A.//1847 Westerkappeln*

LG = Low German
(Niederdeutsch)
HG = High German
(Standarddeutsch)

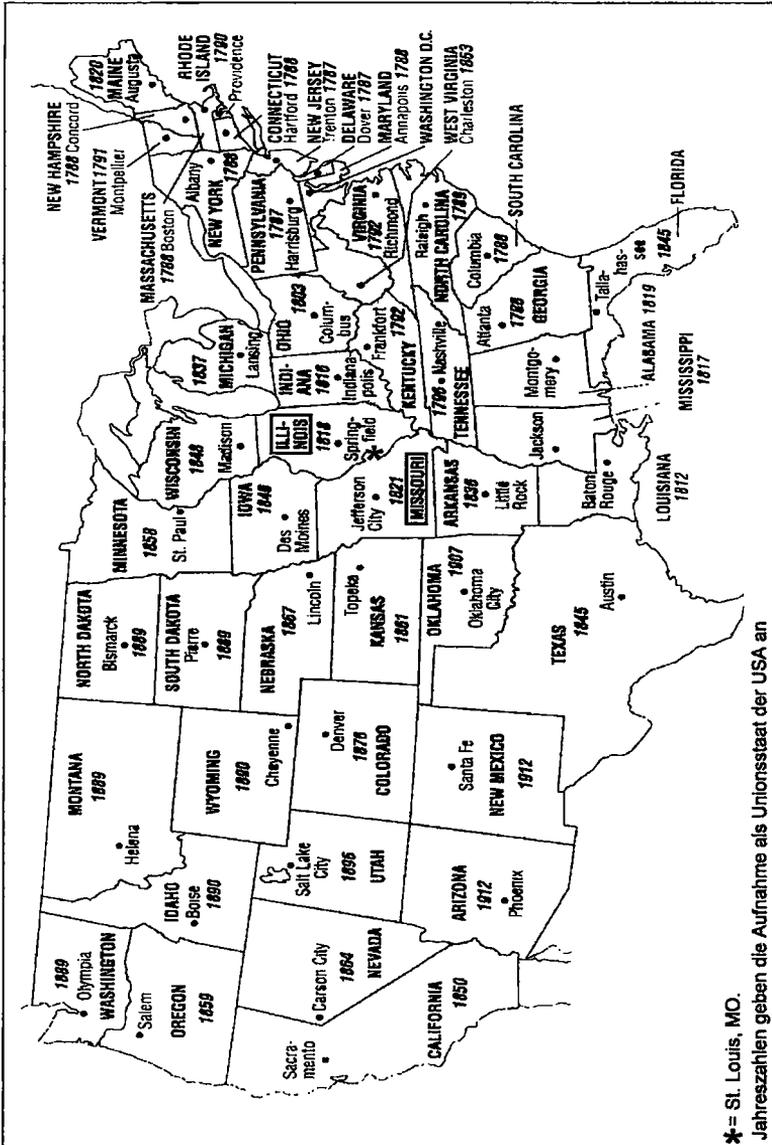
k. A. = keine Angabe
* = bei Ostabbrück
- = bei Bremen
- = zwischen Cuxhaven und Stade
- = bei Itzhohe
- = zw. Ostabbrück + Bielefeld
- = zw. Ostabbrück + Harford
- = zw. Bremerhaven + Oldenburg

Sprecher Nr.	m/w	Geburtsjahr	Sprecher	Scout-Sprecher	Aufnahmeort	Eltern Vater/Mutter HUG/LG	Vorfahren Anwanderungsjahr + Herkunftsgebiet väterliche/mütterliche Seite
25	m	1927		X	Belleville, ILL.	*1882 LG/*1887 LG	Bad Laer
26	m	1938	X		Hoyleton, ILL.	*1888 LG/*1889 LG	k.A.
27	m	1929	X		Hoyleton, ILL.	*1900 LG/*1899 LG	Minden
28	m	1924	X		Hoyleton, ILL.	*1878 LG/*1883 LG	k.A./1902 Minden
29	w	1928	X		Hoyleton, ILL.	*1903 LG/*1905 LG	Minden/k.A.
30	m	1935	X		Hoyleton, ILL.	*1905 LG/*1912 LG	Minden
31	m	1947	X		Hoyleton, ILL.	*1920 LG/*1915 LG	k.A.
32	m	1924	X		Hoyleton, ILL.	*1898 LG/*1903 LG	1869 Bergkirchen/Minden
33	m	1920	X		Defiance, MO.	*1872 LG/*1879 LG (?)	Melle*
34	m	1924		X	New Melle, MO.	*1876 LG/*1881 HG	Melungen bei Kassel/k.A.
35	w	1926	X		New Melle, MO.	*1888 LG/*1881 LG	k.A./Lette*
36	w	1914		X	Cappeln, MO.	*1876 LG/*1880 HG	k.A.
37	w	1914	X		Stony Hill, MO.	*1878 LG/*1883 HG	Nordenham bei Bremerhaven/k.A.
38	w	1938	X		Cappeln, MO.	*1893 LG/*1895 LG	1840 Westertappeln*/1840 Hoyel*
39	w	1926	X		Defiance, MO.	*1890 LG/*1894 LG	1815 (?) Melle*
40	m	1941		X	Cappeln, MO.	*1907 LG/*1912 LG	1854 k.A./1847 Westertappeln*
41	m	1925	X		Waterloo, ILL.	*1890 LG/*1893 LG	1847 + 48 Winsen bei Hamburg
42	w	1949	X		Waterloo, ILL.	*1909 E/*1900 HG	England + Schweden/1862 Minden
43	w	1918	X		Waterloo, ILL.	*1886 LG/*1886 LG	KR Hannover/1850 Schaumburg-Lippe
44	m	1914	X		Waterloo, ILL.	*1896 LG/*1891 LG	~1849 KR Hannover/~1849 Bückeburg
45	w	1922	X		Waterloo, ILL.	*1876 LG/*1889 LG	1850 Brenten
46	m	1928	X		Hoyleton, ILL.	*1898 LG/HG/*1903 LG	Minden
47	w	1934	X		Hoyleton, ILL.	*1909 LG/*1910 LG	bei Emden
48	w	1927	X		Hoyleton, ILL.	*1897 LG/*1897 LG	k.A./Bad Oeynhausen

LG = Low German
(Niederdeutsch)
HG = High German
(Standarddeutsch)

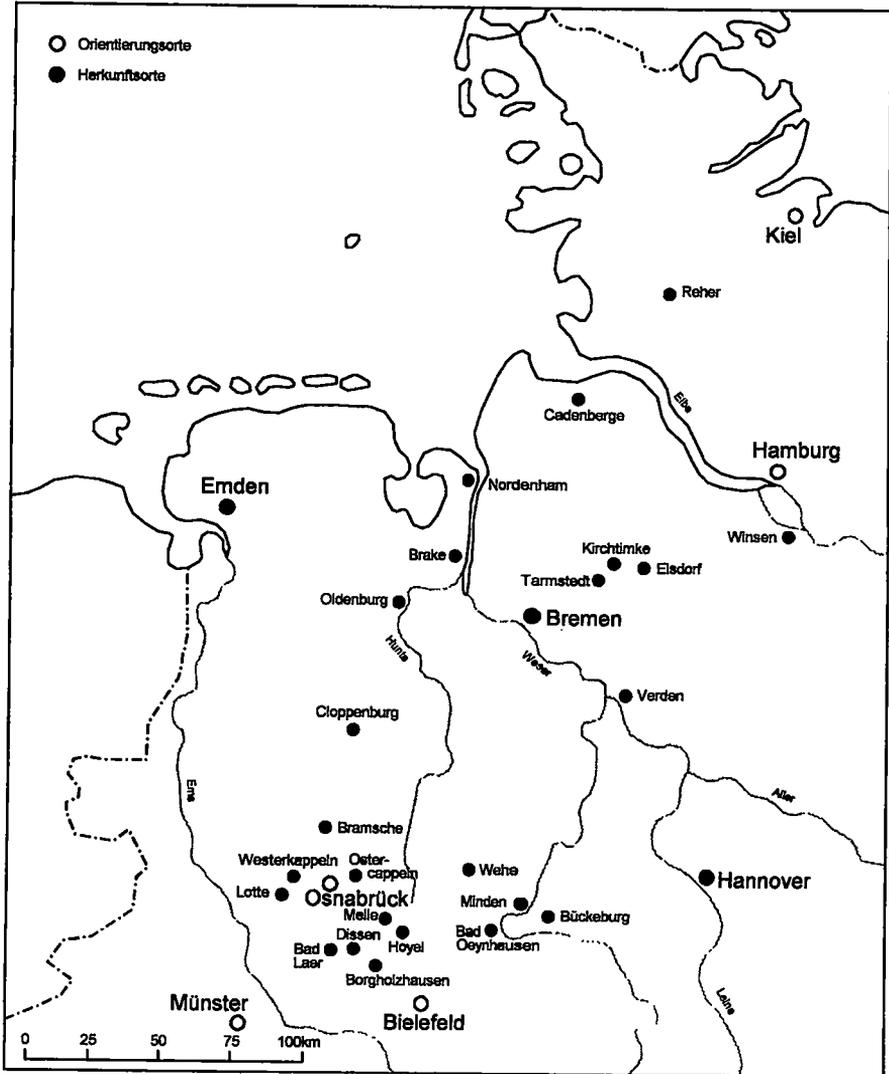
k.A. = keine Angabe
* = Konigreich
• = bei Oberbück
• = bei Minden
• = zw. Oberbück + Bielefeld

6.3 Übersichtskarte USA



* = St. Louis, MO.
 Jahreszahlen geben die Aufnahme als Unionsstaat der USA an

6.5 Herkunftsorte der Vorfahren der Informanten im niederdeutschen Sprachgebiet



6.6 Theaterstück des Plattdutschen Theaters, Cole Camp, MO.

KARKHÖFF
(CEMETERY)

CHARACTERS: WIFE - GRETA --Mary Ann Adolph
HUSBAND - HERMANN --Heinz Adolph
WIFE'S FRIEND - HELGA --Marilyn Heimsoth

SCENERY: Cemetery Scene at night -- several tombstones - dimly lit

As the curtain opens, no-one is on stage. The wife and her friend enter the stage. The wife is carrying a small bag containing some type of simple devil's costume -- it can be as simple as a devil mask. The friend is obviously reluctant to be in the cemetery at night, she's very apprehensive.

- HELGA: (In a shaky voice, obviously a little frightened.) O, Greta, wat willst do hier denn? Wenn ik dat wuss harr, dat du mi HIERHER schlepp'n deest, woer ik ni mitkoom'n.
- GRETA: Ja, ja, Helga, dat weet ik. Dorum heff ik di dat ni segg... un ganz aaleen wull ik ok ni hierher koom'n. (She, too, is a little frightened, but is determined to go thru with her mission. She looks around apprehensively. An owl hoots, scaring both of them.) Minsch, hier kannst over 'n beten Angst Krieg'n.
- HELGA: Du kannst hier blieb'n -- ik go no Huus! (Starts to walk away, but Greta grabs her.)
- GRETA: Ach wat! So schlimm is dat nu ok ni. Du shallst mi eben hoelp'n. (Starts to open the bag.)
- HELGA: Wat willst du denn? Du hest mi bloos vertell't du wullst dien Mann 'n Shreck geben. Wat fuerruchtest hest du di DITMDL denn utdacht?
- GRETA: Ja, Helga, ik segg di dat. Du weest ja woveel mien Hermann suup'n deit. Jede Nacht kummt be ganz besoop'n no Huus! If heff dat ole Suup'n satt bit hier (makes a motion across her throat), un ik will em so'n grood'n Schreck geben, dat he dat Suup'n opgeben deit.
- HELGA: (Not so scared anymore -- she's getting interested in the plan.) Wi willst du dat denn doon?
- GRETA: (Pulls out the devil's costume or mask and holds it up.) Ik will denn Duebel speel'n!
- HELGA: Wat willst du?
- GRETA: IK will dit antehn un denn will ik mi achter een vun de Steen'n versteck'n. (Points to the tombstone.) IK weet dat he Jede Nacht hier doerkummt wenn he no Huus koom'n deit. Wenn he hier noher voerbi kummt, denn stoh ik op un segg dat ik de Duebel bin un denn segg ik to em..."Hermann, de naechste mol dat ik di besoop'n seh'n doot, nehm ik di mit!" (Said in an appropriate devil voice.)
- HELGA: Bist du verruckt, Greta? Dat gloout he nimols!

- GRETA: O, doch! Wenn he so besoop'n is, gloovt he aalns. Shasst mol sehn!
- HELGA: IK ni! IK go no HUUS! (Runs off the stage.)
- GRETA: (Puts on her mask or costume and hides behind a tombstone. A few more owl hoots would be appropriate here.)
- HERMANN: (Comes on stage, obviously very drunk, clothes all array, singing in a drunken voice. Walks very slowly. As he comes to the tombstone where Greta is hiding.....)
- GRETA: (Jumps up from behind the tombstone.)
- HERMANN: (Not at all frightened -- he's too drunk to be frightened.)
Hallo! **Wokeen bist du denn?**
- GRETA: (In a devil voice.) Ik bin de Duebel, un....(she's interrupted.)
- HERMANN: **De Duebel!** Jo, denn sind wi verwandt ... dien Suester is miene Fro!

CURTAIN CLOSES

Literaturverzeichnis

- ADAMS, Willi Paul: Die Assimilationsfrage in der amerikanischen Einwanderungsdiskussion 1890-1930. In: BADE, Klaus J. (Hg.): Auswanderer-Wanderarbeiter-Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bd. 1. Ostfildern 1984, S. 300-320.
- AENGENVOORT, Anne: Migration – Siedlungsbildung – Akkulturation. Die Auswanderung Nordwestdeutscher nach Ohio, 1830-1914. Stuttgart 1999. (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte/Beihefte, 150).
- AMMON, Ulrich: Die internationale Stellung der deutschen Sprache. Berlin; New York 1991.
- Arbeitsgruppe 'Bedrohte Sprachen': Informationsbroschüre zur Dokumentation von bedrohten Sprachen. Hg. v. d. Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft. [Köln] ²1995.
- ASSIG, Ottilie: Überfahrt [1858]. In: WAGNER, Maria (Hg.): Was die Deutschen aus Amerika berichten. Stuttgart 1985, S. 231ff.
- ASSION, Peter: Abschied, Überfahrt und Ankunft. Zur brauchwürdigen Bewältigung des Auswandererverfahrens. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung (1985). Neue Folge, Bd. 17: Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, S. 125-150.
- AUBURGER, Leopold; KLOSS, Heinz; RUPP, Heinz (Hgg.): Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten. Teil I: Der Mittelwesten. Wiesbaden 1979 (Deutsche Sprache in Europa und Übersee, 4).
- BADE Klaus J.: Vom Auswanderungsland zum Einwanderungsland?: Deutschland 1880-1980. Berlin 1983 (Beiträge zur Zeitgeschichte, 12).
- BADE, Klaus J. (Hg.): Auswanderer-Wanderarbeiter-Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bd. 1. Ostfildern 1984.
- BADE, Klaus J.: Die deutsche überseeische Massenauswanderung im 19. und 20. Jahrhundert: Bestimmungsfaktoren und Entwicklungsbedingungen. In: BADE, Klaus J. (Hg.): Auswanderer-Wanderarbeiter-Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bd. 1. Ostfildern 1984, S. 259-299.
- Beiträge zur Heimatkunde der Städte Löhne und Bad Oeynhausen. Sonderheft 4: Amerikaauswanderer aus dem unteren Werretal. Hg. v. Heimatverein Löh-

- ne und vom Arbeitskreis für Heimatpflege der Stadt Bad Oeynhausen. Löhne 1985.
- BEREND, Nina: Sprachinseldialekte in Auflösung. In: BEREND, Nina; MATTHEIER, Klaus J. (Hgg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt am Main et al. 1994, S. 319-331.
- BEREND, Nina; MATTHEIER, Klaus J. (Hgg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt am Main et al. 1994.
- BESCH, Werner; KNOOP, Ulrich; PUTSCHKE, Wolfgang; WIEGAND, Herbert Ernst (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 1. Halbbd. Berlin; New York 1982.
- BESCH, Werner; MATTHEIER, Klaus J. (Hgg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin 1985.
- BRANCAFORTE, Charlotte L. (ed.): The German Forty-Eighters in the United States. New York et al. 1989 (German Life and Civilization, 1).
- BRAUER, Leonard; GOOSEN, Evelyn (Hgg.): Hier Snackt Wi Platt. Here We Speak Low German. Cole Camp, MO. 1989.
- BRETTING, Agnes: Die Konfrontation der deutschen Einwanderer mit der amerikanischen Wirklichkeit in New York City im 19. und 20. Jahrhundert. In: Amerikastudien. Jahrgang 27 (1982). S. 247-257.
- BRETTING, Agnes: Deutschsprachige Auswandererliteratur im 19. Jahrhundert: Information oder Spiegel der Träume? In: HOERDER, Dirk; KNAUF, Diethelm (Hgg.): Einwandererland USA – Gastarbeiterland BRD. Berlin; Hamburg 1988 (Das Argument: Argument-Sonderbd.; AS 163) (Gulliver, 22), S. 63-72.
- BRETTING, Agnes; BICKELMANN, Hartmut: Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1991.
- CZESCHICK, Wolfram: Es kommt keiner hierher, dem nicht drüben sein Päckchen zu schwer wurde. Eine kleine Erforschung von Auswanderungsgründen, -ursachen und -motiven anhand zeitgenössischer Primärquellen des Paderborner und Bürener Raumes. In: ROST, Ellen; ALLENDORF, Otmar; MÜLLER, Rolf-Dietrich (Hgg.): Auf nach Amerika! Beiträge zur Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts aus dem Paderborner Land und zur Wiederbelebung der historischen Beziehungen im 20. Jahrhundert. Bd. 1. Hg. v. Deutsch-Amerikanischen Freundeskreis Paderborn-Belleville e. V. in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn. Paderborn 1994, S. 62-84.

- DITTMAR, Norbert: Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. Tübingen 1997 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 57).
- DOMASCHNEW, Anatoli: Einige Bemerkungen zum Begriff »Sprachinsel« und zur Erforschung der rußlanddeutschen Mundarten. In: BEREND, Nina; MATTHEIER, Klaus J. (Hgg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt am Main et al. 1994, S. 165-177.
- ENGELSING, Rolf: Bremen als Auswandererhafen 1683-1880. Bremen 1961 (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, 29).
- FINKENER, Heinz: Heinrich Carl Julius Vortriede aus Enger, ein politischer Flüchtling. In: Kreisheimatverein Herford (Hg.): Amerikaauswanderer aus den Ämtern Spenge und Enger. Herford 1987 (Wittekindland. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Herford, 1.), S. 53-55.
- FISHMAN, Joshua A. (ed.): Advances in the Sociology of Language. Volume I: Basic Concepts, Theories and Problems: Alternative Approaches. The Hague; Paris 1971.
- FISHMAN, Joshua A.: The Sociology of Language: An Interdisciplinary Social Science Approach to Language in Society. In: FISHMAN, Joshua A. (ed.): Advances in the Sociology of Language. Volume I: Basic Concepts, Theories and Problems: Alternative Approaches. The Hague; Paris 1971, pp. 217-404.
- FISHMAN, Joshua A.: Soziologie der Sprache. Eine interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Betrachtung der Sprache in der Gesellschaft. München 1975.
- FOCKE, Harald: Friedrich List und die deutsche Amerikaauswanderung 1817-1846. In: MOLTSMANN, Günter (Hg.): Deutsche Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Beiträge. Stuttgart 1976, S. 63-100.
- FREITAG, Werner: Sozialstatistik der USA-Auswanderung im Amt Spenge. In: Kreisheimatverein Herford (Hg.): Amerikaauswanderer aus den Ämtern Spenge und Enger. Herford 1987 (Wittekindland. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Herford, 1), S. 105-118.
- GELBERG, Birgit: Auswanderung nach Übersee. Soziale Probleme der Auswandererbeförderung in Hamburg und Bremen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum 1. Weltkrieg. Hamburg 1973 (Beiträge zur Geschichte Hamburgs, 19).
- GILBERT, Glenn G. (ed.): The German Language in America. A symposium. Austin; London 1971.

- GÖRISCH, Stephan: Die gedruckten »Ratgeber« für Auswanderer. Zur Produktion und Typologie eines literarischen Genres. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung (1985). Neue Folge, Bd. 17: Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, S. 51-70.
- GOOSSENS, Jan: Deutsche Dialektologie. Berlin; New York 1977 (Sammlung Göschen, 2205).
- GRETHER, Andreas; SCHEUERMANN, Sabine: Rückwanderung aus Amerika. Zum Problem der Rückkehrer aus der Fremde. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung (1985). Neue Folge, Bd. 17: Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, S. 215-220.
- GRIMSHAW, Allen D.: Micro-Macrolevels. In: AMMON, Ulrich et al. (eds.): Sociolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 1. Halbbd. Berlin; New York 1987, pp. 66-77.
- GROTHER, Hugo: Die Deutschen in Übersee. Eine Skizze ihres Werdens, ihrer Verbreitung und kulturellen Arbeit. Berlin 1932.
- GRUND, Francis: Die Deutschen in Amerika [1845]. In: WAGNER, Maria (Hg.): Was die Deutschen aus Amerika berichten 1828-1868. Stuttgart 1985, S. 269-285.
- HANSEN, Christine: Die deutsche Auswanderung im 19. Jahrhundert – ein Mittel zur Lösung sozialer und sozialpolitischer Probleme? In: MOLTSMANN, Günter (Hg.): Deutsche Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Beiträge. Stuttgart 1976, S. 9-61.
- HANSEN, Marcus Lee: Der Einwanderer in der Geschichte Amerikas. Stuttgart 1948.
- HAWGOOD, John Arkas: The Tragedy of German-America. New York 1970.
- HEIDEKING, Jürgen: Geschichte der USA. Tübingen et al. ²1999.
- HEIN, Dieter: Die Revolution von 1848/49. München ²1999 (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe, 2019).
- HEINRICH, Albert: Bevölkerung deutscher Herkunft in Südwest-Illinois. In: AUBURGER, Leopold et al. (Hgg.): Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten. Teil I: Der Mittelwesten. Wiesbaden 1979 (Deutsche Sprache in Europa und Übersee, 4), S. 23-33.
- HELBICH, Wolfgang J.: »Alle Menschen sind dort gleich ...« Die deutsche Amerikaauswanderung im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. v. REESE, Armin und UFFELMANN, Uwe. Düsseldorf 1988 (Historisches Seminar, 10).

- HELBICH, Wolfgang; KAMPHOEFNER, Walter D.; SOMMER, Ulrike (Hgg.): Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt. 1830-1930. München 1988.
- HEMMINGHAUS, Günter: Das Amt Spenge im 19. Jahrhundert. Ein Überblick zu den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen. In: Kreisheimatverein Herford (Hg.): Amerikaauswanderer aus den Ämtern Spenge und Enger. Herford 1987 (Wittekindland. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Herford, 1), S. 24-30.
- HOERDER, Dirk; NAGLER, Jörg (eds.): People in Transit. German migrations in comparative perspective, 1820-1930. Washington, D. C. 1995.
- HUFSCHEIDT, Jochen; MATTHEIER, Klaus J.: Sprachdatenerhebung. Methoden und Erfahrungen bei sprachsoziologischen Feldforschungen. In: VIERECK, Wolfgang (Hg.): Sprachliches Handeln – soziales Verhalten. Ein Reader zur Pragmalinguistik und Soziolinguistik. München, S. 105-138.
- HUTTERER, Claus Jürgen: Sprachinselforschung als Prüfstand für dialektologische Arbeitsprinzipien. In: BESCH, Werner et al. (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 1. Halbbd. Berlin; New York 1982, S. 178-189.
- JUST, Michael; BRETTING, Agnes; BICKELMANN, Hartmut: Auswanderung und Schiffsfahrtsinteressen, „Little Germanies“ in New York, Deutschamerikanische Gesellschaften. Stuttgart 1992 (Von Deutschland nach Amerika. Zur Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert, 5).
- KAMMEIER, Heinz-Ulrich (Hg.): Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Münster 1983.
- KAMMEIER, Heinz-Ulrich (Hg.) [1988a]: »Ich muß mir ärgern, das ich nicht ehr übn Großn Ozean gegangan bin«: Auswanderer aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung berichten aus Amerika. o. O. 1988.
- KAMMEIER, Heinz-Ulrich (Hg.) [1988b]: »So besint euch doch nicht lange und kommt herrüber ...« Briefe von Amerikaauswanderern aus dem Kreis Lübbecke aus zwei Jahrhunderten. [21988].
- KAMMEIER, Heinz-Ulrich (Hg.): »Halleluja, jetzt sehen wir Amerika.« Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1836-1889. Espelkamp 1994 (Quellen und Schrifttum zur Kulturgeschichte des Wiehengebirgsraumes, Reihe A, 2).
- KAMMEIER, Heinz-Ulrich (Hg.): »Ach, wie schön ist es in diesem gelobten Amerika.« Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1890-1952. Espelkamp 1995 (Quellen und Schrifttum zur Kulturgeschichte des Wiehengebirgsraumes, Reihe A, 3).

- KAMPHOEFNER, Walter D.: Westfalen in der Neuen Welt. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert. Münster 1982 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 26).
- KAMPHOEFNER, Walter D.: »Entwurzelt« oder »verpflanzt«? Zur Bedeutung der Kettenwanderung für die Einwandererakkulturation in Amerika. In: BADE, Klaus J. (Hg.): Auswanderer-Wanderarbeiter-Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bd. 1. Ostfildern 1984, S. 321-349.
- KAMPHOEFNER, Walter D.: The Westfalians. From Germany to Missouri. Princeton, New Jersey 1987.
- KAMPHOEFNER, Walter D.: Umfang und Zusammensetzung der deutsch-amerikanischen Rückwanderung. In: Amerikastudien 33 (1988), S. 291-307.
- KELLENBENZ, Hermann: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Bd. II: Vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. München 1981.
- KESTENNUS, Anja: Lokale Varietäten im Sprachgebrauch und Sprachbewußtsein. Subjektive Sprachdaten aus Bielefeld-Jöllenbeck. Bielefeld, Univ., unveröff. Magisterarbeit 1991.
- KINDER, Hermann; HILGEMANN, Werner: dtv-Atlas Weltgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 2000.
- KLEIN, Karl Kurt: Hochsprache und Mundart in den deutschen Sprachinseln. In: Zeitschrift für Mundartforschung 24 (1956), S. 193-229.
- KLEMKE, Ulrich: „Eine Anzahl überflüssiger Menschen.“: die Exilierung politischer Straftäter nach Übersee; Vormärz und politische Revolution 1848/49. Frankfurt am Main et al. 1994 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 3. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 591).
- KLOSS, Heinz: Die deutschamerikanische Schule. In: Jahrbuch für Amerikastudien. Hg. v. FRAENKEL, Ernst et al. Bd. 7. Heidelberg 1962, S. 141-175.
- KLOSS, Heinz: German-American Language Maintenance Efforts. In: FISHMAN, Joshua et al. (eds.): Language Loyalty in the United States. The Maintenance and Perpetuation of Non-English Mother Tongues by American Ethnic and Religious Groups. London et al. 1966, pp. 206-252.
- KLOSS, Heinz: Deutsche Sprache außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hgg. v. ALTHAUS, Hans P.; HENNE, Helmut; WIEGAND, Herbert E. Tübingen ²1980, S. 537-546.

- KÖLLMANN, Wolfgang; MARSCHALCK, Peter (Hgg.): Bevölkerungsgeschichte. Köln 1972.
- KÖLLMANN, Wolfgang; MARSCHALCK, Peter: German Emigration to the United States. In: Perspectives in American History 7 (1973), pp. 497-554.
- KÖRNER, Gustav Phillip: Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1818-1848 [1880]. Hg. v. HERMINGHOUSE, Patricia A. New York et al. 1986 (Crosscurrents: Writings of German Political Emigrés in Nineteenth-Century America: Sect. II America and the Americans, 3).
- KOHL, Wilhelm (Hg.): Westfälische Geschichte. Bd. 3: Das 19. und das 20. Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft. Düsseldorf 1984.
- KRAUSS, Michael: The World's Language in Crisis. In: Language 68 (1992), S. 4-10.
- Kreisheimatverein Herford (Hg.): Amerikaauswanderer aus den Ämtern Spenge und Enger. Herford 1987 (Wittekindsländ. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Herford, 1).
- Kreisheimatverein Herford (Hg.): Amerikaauswanderer aus Herford, Hiddenhausen und Vlotho im 19. Jahrhundert. Herford 1988 (Wittekindsländ. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Herford, 2).
- Kreisheimatverein Herford (Hg.): Amerikaauswanderer aus den Ämtern Bünde, Rödinghausen, Kirchlengern und Gohfeld-Mennighüffen im 19. Jahrhundert. Herford 1990 (Wittekindsländ. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Herford, 3).
- KRULL, Regine: Das Amt Enger im 19. Jahrhundert. Zur Wirtschafts- und Sozialstruktur eines agrarisch-heimgewerblich geprägten Amtes im Wandel. In: Kreisheimatverein Herford (Hg.): Amerikaauswanderer aus den Ämtern Spenge und Enger. Herford 1987 (Wittekindsländ. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Herford, 1), S. 62-74.
- LESLE, Ulf-Thomas: Plattdeutsch unter dem Schutz der Europäischen Charta für Regional- oder Minderheitensprachen des Europarates. In: Quickborn 89 (1999), S. 2-20.
- LÖFFLER, Heinrich: Probleme der Dialektologie. Eine Einführung. Darmstadt 1974.
- LÖFFLER, Heinrich: Germanistische Soziolinguistik. Berlin ²1994.
- MACHA, Jürgen: Rückbindung und Neuanfang: Zur Schreibsprache deutscher Amerika-Auswanderer im 19. Jahrhundert. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 42 (1997), S. 203-221.

- MARSCHALCK, Peter: Die deutsche Überseeauswanderung im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie der Bevölkerung. Stuttgart 1973 (Industrielle Welt, 14).
- MATTHEIER, Klaus J. [1994a]: Sprachinseln und Sprachminderheiten. Theoretische und methodische Überlegungen zu ihrem Verhältnis. In: HELFRICH, Uta; RIEHL, Claudia Maria (Hgg.): Mehrsprachigkeit in Europa – Hindernis oder Chance? Wilhelmsfeld 1994 (pro lingua, 24). S. 103-113.
- MATTHEIER, Klaus J. [1994b]: Theorie der Sprachinsel. Voraussetzungen und Strukturierungen. In: BEREND, Nina; MATTHEIER, Klaus J. (Hgg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt am Main et al. 1994, S. 333-348.
- MENKE, David: From County Ravensberg To Miller's Landing. A New Haven Legacy. New Haven, MO. 1995.
- MERTENS, Birgit: Vom (Nieder-)Deutschen zum Englischen. Untersuchungen zur sprachlichen Assimilation einer ländlichen Gemeinde im mittleren Westen Amerikas. Heidelberg 1994 (Sprachgeschichte, 2).
- MILROY, Lesley, 1987: Observing and Analysing Natural Language. A Critical Account of Sociolinguistic Method. Oxford; New York: Basil Blackwell (Language in Society, 12).
- MÖNCKMEIER, Wilhelm: Die deutsche überseeische Auswanderung. Ein Beitrag zur deutschen Wanderungsgeschichte. Jena 1912.
- MOLTMANN, Günter (Hg.): Deutsche Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Beiträge. Stuttgart 1976.
- MOLTMANN, Günter: Die Transportation von Sträflingen im Rahmen der deutschen Amerikaauswanderung des 19. Jahrhunderts. In: MOLTMANN, Günter (Hg.): Deutsche Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Beiträge. Stuttgart 1976, S. 147-201.
- MOLTMANN, Günter: American-German Return Migration in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries. In: Central European History 13 (1980), pp. 378-392.
- MOLTMANN, Günter: Auswanderungsforschung als interdisziplinäre Aufgabe. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung (1985). Neue Folge, Bd. 17: Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, S. 9-18.
- MORISON, Samuel; COMMAGER, Henry Stelle: Das Werden der Amerikanischen Republik. Geschichte der Vereinigten Staaten von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. II. Stuttgart 1950.

- NIEBAUM, Hermann: Westfälisch. Düsseldorf 1977 (Dialekt/Hochsprache kontrastiv – Sprachhefte für den Deutschunterricht, 5).
- NIEBAUM, Hermann; MACHA, Jürgen: Einführung in die Dialektologie des Deutschen. Tübingen 1999 (Germanistische Arbeitshefte, 37).
- NORDSIEK, Hans: Grundherrschaft und bäuerlicher Besitz im Amt Reineberg, Minden 1966 (Mindener Beiträge, 11).
- REED, Carroll E.: The Dialectology of American Colonial German. In: GILBERT, Glenn G. (ed.): The German Language in America. A symposium. Austin; London 1971, pp. 3-11.
- RIECHMANN, Wolfgang: „Vivat Amerika.“ Auswanderung aus dem Kreis Minden 1816-1933. Minden 1993 (Mindener Beiträge, 25).
- ROST, Ellen; ALLENDORF, Otmar; MÜLLER, Rolf-Dietrich (Hgg.): Auf nach Amerika! Beiträge zur Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts aus dem Paderborner Land und zur Wiederbelebung der historischen Beziehungen im 20. Jahrhundert. Bd. 1. Hg. v. Deutsch-Amerikanischen Freundeskreis Paderborn-Belleville e. V. in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn. Paderborn 1994.
- RÜRUP, Reinhard: Deutschland im 19. Jahrhundert. 1815-1871. Göttingen 1984 (Deutsche Geschichte, 8).
- SAUERMANN, Dietmar (Hg.): Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters. Rudolf Dunkmann berichtet. Münster 1980 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 23).
- SCHLIEBEN-LANGE, Brigitte: Soziolinguistik. Eine Einführung. Stuttgart et al. ²1978.
- SCHNIEDEWIND, Karen: Return Migration to an Urban Center: The Example of Bremen, 1850-1914. In: HOERDER, Dirk; NAGLER, Jörg (eds.): People in Transit. German migrations in comparative perspective, 1820-1930. Washington, D. C. 1995, pp. 329-345.
- SCHÖBERL, Ingrid: Auswandererwerbung durch Information: Amerikanische Broschüren in Deutschland im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Amerikastudien 27 (1982), S. 299-339.
- SCHÖBERL, Ingrid: Amerikanische Einwandererwerbung in Deutschland 1845-1914. Stuttgart 1990.
- SCHORMANN, Wilhelm: Drei Reiseberichte von Amerikaauswanderern aus den Jahren 1853/54. In: Beiträge zur Heimatkunde der Städte Löhne und Bad Oeynhaus (1985). Sonderheft 4: Amerikaauswanderer aus dem unteren Werretal, S. 33-44.

- SCHROEDER, Adolf E.: Deutsche Sprache in Missouri. In: AUBURGER, Leopold et al. (Hgg.): Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten. Teil I: Der Mittelwesten. Wiesbaden 1979 (Deutsche Sprache in Europa und Übersee, 4), S. 125-159.
- SCHÜTTE, Friedrich: Auf den Spuren von Amerikaauswanderern des 19. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Heimatkunde der Städte Löhne und Bad Oeynhausens (1985). Sonderheft 4: Amerikaauswanderer aus dem unteren Werretal, S. 53-92.
- SCHÜTTE, Friedrich: 160.000 ostwestfälische Auswanderer in Amerika. In: ROST, Ellen et al. (Hgg.): Auf nach Amerika! Beiträge zur Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts aus dem Paderborner Land und zur Wiederbelebung der historischen Beziehungen im 20. Jahrhundert. Bd. 1. Hg. v. Deutsch-Amerikanischen Freundeskreis Paderborn-Belleville e. V. in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn. Paderborn 1994, S. 39-44.
- SCHWARTZKOPFF, Christa (Hg.): Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten. Teil III: German Americans. Die sprachliche Assimilation der Deutschen in Wisconsin. Stuttgart 1987 (Deutsche Sprache in Europa und Übersee, 12).
- SIEVEKING, Karl: Unsere Auswanderer aus dem unteren Werretal. In: Beiträge zur Heimatkunde der Städte Löhne und Bad Oeynhausens (1985). Sonderheft 4: Amerikaauswanderer aus dem unteren Werretal, S. 7-28.
- SIEVEKING, Karl: Die Auswanderer aus den Ämtern Enger und Spenge. Ihre Gründe, Wege und Ziele. In: Kreisheimatverein Herford (Hg.): Amerikaauswanderer aus den Ämtern Spenge und Enger. Herford 1987 (Wittekindsländ. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Herford, 1), S. 7-23.
- STELBERG, Hays A.; FLEMMING, Thomas: Chronik Handbuch Amerika. Gütersloh; München 1998.
- STELLMACHER, Dieter: Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer 1987 (Schriften des Instituts für Niederdeutsche Sprache, Reihe: Dokumentation, 14).
- STELLMACHER, Dieter: Niederdeutsche Sprache. Eine Einführung. Bern et al. 1990 (Germanistische Lehrbuchsammlung, 26).
- STÖLTING-RICHERT, Wilfried: Glaube und Sprache: Die Rolle der Konfession bei sprachsoziologischen Wandlungen in deutschen Sprachinseln. In: BEREND, Nina; MATTHEIER, Klaus J. (Hgg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt am Main et al. 1994, S. 179-181.

- STROTDREES, Gisbert: Fremde in Westfalen – Westfalen in der Fremde: zur Geschichte der Ein- und Auswanderung von 1200 bis 1950. Münster-Hiltrup 1996.
- TEUTEBERG, Hans Jürgen: Vom Agrar- zum Industriestaat (1850-1914). In: KOHL, Wilhelm (Hg.): Westfälische Geschichte. Bd. 3: Das 19. und das 20. Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft. Düsseldorf 1984, S. 163-312.
- THISTLETHWAITE, Frank: Europäische Überseewanderung im 19. und 20. Jahrhundert. In: KÖLLMANN, Wolfgang; MARSCHALCK, Peter (Hgg.): Bevölkerungsgeschichte. Köln 1972, S. 323-355.
- VIERECK, Wolfgang (Hg.): Sprachliches Handeln – soziales Verhalten. Ein Reader zur Pragmalinguistik und Soziolinguistik. München 1976.
- WAGNER, Maria (Hg.): Was die Deutschen aus Amerika berichten 1828-1868. Stuttgart 1985.
- WANDER, Karl Friedrich Wilhelm: Auswanderungskatechismus. Ein Rathgeber für Auswanderer, besonders für Diejenigen, welche nach Nordamerika auswandern wollen, in Bezug auf Kenntnis des Landes, Abreise, Überfahrt, Ankunft, Ansiedelung, Lebensweise, und ein belehrendes Volksbuch für die Hierbleibenden. Nachdruck der Ausgabe Glogau 1852. Hg. v. MIEDER, Wolfgang. Bern et al. o. J.
- WEBER, Ulrich: „... ich mus jetzt immer hochdeutsch sprechen, den hir können sie kein platdeutsch.“ Niederdeutsch in Briefen deutscher Auswanderer. In: Niederdeutsches Wort 35 (1995), S. 265-284.
- WENNING, Norbert: Migration in Deutschland: ein Überblick. Münster; New York 1996 (Lernen für Europa, 3), S. 61-92.
- WIESINGER, Peter: Deutsche Sprachinseln. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hg. v. ALTHAUS, Hans et al. Tübingen ²1980, S. 491-500.
- WIRRER, Jan: Ploughdeutsch – Plattdeutsch. Low German in Golden, Illinois, USA. In: CAJOT, José; KREMER, Ludger; NIEBAUM, Hermann (Hgg.): Lingua Theodisca. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Jan Goossens zum 65. Geburtstag. Münster 1995, S. 669-676 (Niederlande-Studien, 16/1).
- WIRRER, Jan: What is an Endangered Language? In: NIC CRAITH, Máiréad (ed.): Watching One's Tongue. Issues in Language Planning. Liverpool 1996, pp. 231-263.
- WIRRER, Jan: Scenarios of Endangeredness. Endangered Languages, Less Endangered Languages, Non-Endangered Languages. In: SYNAK, Brunon;

- WICHERKIEWICZ, Tomasz (eds.): Language Minorities and Minority Languages in the Changing Europe. Gdańsk 1997, pp. 153-166.
- WIRRER, Jan [1998a]: New Haven, MO 63068 – 33829 Borgholzhausen: Niederdeutsche Sprachinseln in Illinois und Missouri. In: 25 Jahre für eine neue Geisteswissenschaft. Hg. v. der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld. Bielefeld 1998, S. 209-217.
- WIRRER, Jan [1998b]: Zum Status des Niederdeutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 26 (1998), S. 308-340.
- WIRRER, Jan [1999a]: New Melle, MO 63365: Sprecherin 21, Sprecher 34. In: Sprachformen. Deutsch und Niederdeutsch in Europäischen Bezügen. Festschrift für Dieter Stellmacher zum 60. Geburtstag. Hg. v. WAGENER, Peter. Stuttgart 1999 (ZDL-Beiheft, 105), S. 169-181.
- WIRRER, Jan [1999b]: Truubel, Kreek und Mailboxen, gliuken, moven und separeten. Lexikalische Kontaktsprachenphänomene im American Low German. In: Niederdeutsches Wort 39 (1999), S. 379-392.
- WISCHERMANN, Clemens, 1984: An der Schwelle der Industrialisierung (1800-1850). In: KOHL, Wilhelm (Hg.): Westfälische Geschichte, Bd. 3: Das 19. und das Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft. Düsseldorf 1984, S. 41-162.

Westfälischer Flurnamenatlas

im Auftrag der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens
– Landschaftsverband Westfalen-Lippe –
bearbeitet von **Gunter MÜLLER**
Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte

1. Lieferung 2000. IV, S. 1 - 132 (ISBN 3-89534-351-X) 49,-- €

Einleitung zum Gesamtwerk; Verzeichnisse der Ortspunkte und Siglen; Verzeichnis der Gewährspersonen und Quellen; Literaturverzeichnis.

23 Kommentare und 53 Karten zu den Themengruppen: ‚Benennungen des Dauerackerlandes‘, ‚Benennungen des Wechsellandes‘, ‚aus Flächenmaßbezeichnungen abgeleitete Flurnamen‘

Einzelthemen:

Esch – Geist – Wort – Kamp – Feld – Breite, Bredde – Stück – Acker – Wand, Wende; Gewand, Gewende – Anwende, Anwand / Anweide – Furche – Körting; Körtken – Saat; Seede; Säie – Hufe – driesch, Driesch – Vöhde – Rücken – Scheffel / Malter – Morgen – Spint / Gart, Gerde – Rute / Müdde – Vorling / Drohn / Sester / Fuß / Löpse – ‘Kardinalzahlen’ / ‘Ordinalzahlen’.

2. Lieferung 2001. IV, S. 133 - 264 (ISBN 3-89534-442-7) 49,-- €

34 Kommentare und 83 Karten zu den Themengruppen: ‚Bodenarten‘, ‚Allmendeland‘, ‚Heide und offenes Feld‘, ‚das nicht genutzte Gelände‘, ‚Weiden, Viehhürden und Wiesen‘, ‚Haus und Hof, hofnahes Gelände‘, ‚Nutzpflanzen und -tiere‘

Einzelthemen:

Sand – Klei – Mergel – Gemein(d)e; Mein(d)e; (Ge)meinheit, (ge)mein; gemeinschaftlich – (Ge)samt-; Sammen-; Sammel- – Mark – Heide – Plagge – Unland / Wüste; wüst – Weide (‘pascuum’) – Anger – Pasch – Hude – Koppel – Pferch / Schott – Beifang; Fang – Frett- – Maate / Wiese; Wiesche, Wische / Bitze – sauer – Heu – Hofstätte, Hofstatt / Hausstätte, Hausstatt / Hofsaat – Leibzucht; Leibzüchter – Heuer, Heuerling; Heuermann, Heuerleute – Scheuer, Schauer, Scheune – Schuppen – Backhaus / Backofen – Kohl / Kumpst / Kappes; Kabus / Kraut / Mus; Gemüse – Apfelhof, Apfelgarten / Baumhof; Baumgarten, Bungert, Bummert – ‘Bienenstand’ – Bleiche – Roggen – Hafer – Klawer, Klewer, Klee – Hopfen

Bezug über jede Buchhandlung

Verlag für Regionalgeschichte

Windelsbleicher Str. 13

33335 Gütersloh

Tel.: 0 52 09/98 02 66 + 67 14

Fax: 0 52 09/98 02 77 + 65 19

E-Mail: regionalgeschichte@t-online.de